

conditio humana

Beiträge zum Verlust
von Welt und Leib

1 | 2014

Vom Verschwinden des Lebendigen



Hrsg.: Reimer Gronemeyer,
Jonas Metzger, Andrea Newerla
Gießen

***conditio humana* – Unser Vorhaben**

Wir wollen uns nicht dem Zwang zur Positivität beugen. Kritik gerät heute ohne Verzögerung unter Verdacht, kaum dass sie ausgesprochen ist.

Sie sei Bremsklotz und Hindernis auf dem Weg in die Zukunft. Wo – so heißt es – bleibt das Konstruktive?

Niemand könne das Rad der Geschichte zurückdrehen – mit dieser flachen Floskel soll verhindert werden, dass die Unterwerfung unserer Lebenswelt und unseres Leibes unter die Logik der Betriebswirtschaft aufgedeckt werden kann. Wer dann noch nicht den Mund hält, wird mit dem Romantizismus-Vorwurf zum Schweigen gebracht.

Die Themen, die uns gegenwärtig beschäftigen, reichen von der Demenz bis zur Depression, vom Saatgut in kleinbäuerlicher Landwirtschaft Namibias und Tansanias bis zur Frage nach einer kulturvergleichenden Perspektive auf die Lebenslagen von ‚vulnerable children‘ in afrikanischen und europäischen Gesellschaften. Dabei zeigt sich, dass die Gefährdungen der Lebenswelt und der Körper, der Ruin normaler Alltagsbedingungen, der systematische Entzug des Eigenen und des Zwischenmenschlichen alle diese Themenbereiche verbindet. Auch ist allenthalben zu erkennen, dass nicht die Pathologie der Gesellschaft zum Thema gemacht wird, sondern der Einzelne pathologisiert wird: Er ist – zum Beispiel – ‚nicht modernisierungsbereit‘, deshalb mit Nahrungsmitteln schlecht versorgt. Den Prozess der schleichenden Unterminierung der Lebensbedingungen, die Souveränität, Freiheit und Glück ermöglichen würden, versuchen wir ins Auge zu fassen. Das schließt die Frage ein, wie wir dem ökonomischen Tsunami wieder ein Stück bewohnbares Land abtrotzen können. Und das – so vermuten wir – hat etwas mit Selbstbegrenzung zu tun.

Wir – die Arbeitsgruppe *conditio humana* am Institut für Soziologie der Justus-Liebig Universität Gießen, die mit verschiedenen Forschungsprojekten miteinander verbunden sind – beabsichtigen in regelmäßigen Abständen unsere Texte zur *conditio humana*, von denen hier die erste Sammlung vorliegt, herauszugeben. In langer Zusammenarbeit sind wir uns über das innere Band, das unsere Forschungsthemen verknüpft, klar geworden. Wir hoffen, dass sich unsere Leserinnen und Leser auf diese Zusammenhänge einlassen können.

Zu unserer Arbeitsgruppe gehören gegenwärtig Reimer Gronemeyer, Daniela Dohr, Michaela Fink, Charlotte Jurk, Philipp Kumria, Jonas Metzger, Friedemann Neumann, Andrea Newerla und Verena Rothe.

Impressum

Herausgeber: Reimer Gronemeyer (reimer.gronemeyer@sowi.uni-giessen.de), Jonas Metzger (jonas.metzger@sowi.uni-giessen.de), Andrea Newerla (andrea.newerla@sowi.uni-giessen.de)

Erscheinungsort: Gießen, 2014
Gießener Elektronische Bibliothek 2014

Bibliographische Informationen der Deutsche Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbiographie. Detaillierte bibliographische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nd.de> abrufbar.



Diese Veröffentlichung ist im Internet unter folgender Creative-Commons-Lizenz publiziert:
<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de>

Coverbild: don limpio / Quelle: PHOTOCASE [<http://www.photocase.de/>]

URL: <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2013/10518/>
URN: urn:nbn:de:hebis:26-opus-105183

In diesem Heft

I. Nachdenken über die *conditio humana*

- 1 *Reimer Gronemeyer*
Conditio humana – Eine Erinnerung
- 7 *Charlotte Jurk*
Krank machende Gesundheit oder: Die Nichtung der *conditio humana*
- 15 *Andrea Newerla*
Alles ist machbar! Über den Versuch, die *conditio humana* zu überwinden

II. Konkretionen

- 23 *Daniela Dohr*
Sinn und *conditio humana*
- 31 *Verena Rothe*
Gedanken zur Demenz und *conditio humana*
- 41 *Michaela Fink*
Wie erfahren Kinder die *conditio humana*? Ein Kulturvergleich
- 51 *Philipp Kumria*
Conditio humana und Welternährung
- 59 *Andrea Newerla*
Das Humane bleibt auf der Strecke – Die Taylorisierte Pflegestraße
- 61 *Friedemann Neumann*
Von Verlust und Ungewissheit – Sahrauische Flüchtlingslager als Lebensort
- 67 *Jonas Metzger*
Eine Straße für Namtumbo – Ausweg aus der *conditio humana*?

Reimer Gronemeyer

Conditio humana – Eine Erinnerung

„Das uns unmittelbar Gegebene ist nicht mehr die Natur, sondern die Organisation... Was schützt uns gegen die Bedrohung durch die Organisation? Der Mensch wird wieder auf sich selbst verwiesen.“

Dietrich Bonhoeffer 1944 aus dem Gefängnis Tegel

Wir wagen zunächst einmal eine soziologische Archäologie. Wir drehen das Rad der Geschichte zurück, wir graben den verschollenen Menschen aus, der sich in seinen Lebensbedingungen zurechtfinden konnte. Wir versuchen gegen die übermächtige Gewalt des Vergessens an Lebensbedingungen der Menschen zu erinnern, die ihn sichtbar machen als jemanden, der aufmerksam und handlungsbereit hingegeben ist an das, was ihm widerfährt. Der fähig ist, Begrenztheiten zu ertragen und mit den Begrenztheiten zu leben. Wir suchen eine Art soziologischen Ötzi, der sich freilich nur noch mühsam im Packeis einer versorgenden Dienstleistungsgesellschaft erkennen lässt. Er ist mit seiner *conditio humana* im ewigen Eis der Sicherheitsgesellschaft verschwunden. Wir wollen an sein Verschwinden erinnern. Wir können ihn nicht wieder zum Leben erwecken, aber vielleicht können wir, wenn wir die Einbettung in seine *conditio humana* zu verstehen versuchen, deutlicher sehen, wohin wir geraten sind. Und daraus entstünde vielleicht die Idee, ja die Möglichkeit eines Ausbruchs aus dieser Entwicklung, die den Menschen, der in seinen

Bedingungen (*conditiones*) lebte, in ein belieferungsbedürftiges Mängelwesen verwandelt hat und der nun sein Leben vor allem damit verbringt, seine *conditio humana* und damit zugleich sein Menschsein abzuschaffen.

Der funktionale Mensch, der an die Stelle getreten ist und den wir selber zwangsläufig verkörpern, ist aus der *conditio humana* herausgefallen. Sein ganzes Streben besteht darin, Begrenztheiten zu überwinden oder sie in den Griff zu bekommen. Dabei verliert er sich selbst. Der informierte, der diagnostizierte, der zertifizierte, der geförderte, der sozialisierte, der therapierte, der bezahlte Mensch ist fast notwendig ein Einzelwesen, das auf ein Arrangement von Dienstleistungen angewiesen ist, um sich sicher zu fühlen und sich orientieren zu können.

In den Forschungsprojekten, an denen wir arbeiten, beobachten wir die Perfektion dieses *homo miserabilis*, der von versorgenden Industrien abhängig ist, die ihn managen, ausbilden, beschäftigen, transportieren – oder auch fallen lassen. Diese versorgenden Industrien ballen sich zu einer neuen Gottheit: Ein *deus absconditus*, ein verborgener Gott, erscheint, vor dem die Menschen, die sich säkularisiert fühlen und aufführen, auf die Knie fallen, weil sie dieser Technogottheit ihr Leben verdanken. Ängstlicher sind sie dabei als jener Ötzi, der im Eis verunglückte. Denn die Sicherheitsgesellschaft, die sie anbeten, lässt sie keinen Augenblick vergessen, dass sie über ihre Lebensbedingungen nie selbst bestimmen kön-

nen. Sie stecken – ohne es erkennen zu können – im Gletschereis der Sicherheitsgesellschaft unbeweglich fest, nur selten wird die klaustrophobische Lage erkennbar, in der sie wie im Gletschereis stecken. Man redet sich ein, ein freier Mensch zu sein, läuft aber längst mit der Fußfessel, die die versorgende Gesellschaft allen erfolgreich angelegt hat.

Reden wir von der *conditio humana*, dann reden wir also von etwas, was es nicht mehr gibt. Der Mensch, der sich wahrgenommen hat (und restweise noch wahrnimmt) als eingebettet oder bedroht in seinen Lebensumständen, hat es inzwischen mit Größenverhältnissen zu tun, die seinem Denken und Empfinden nicht mehr angemessen sind. Er findet sich in einem Universum vor, in der er mit zeitlichen und räumlichen Dimensionen konfrontiert ist, die kein menschliches Maß mehr erkennen lassen. Er sieht sich ökologischen, ökonomischen und sozialen Zerstörungsprozessen ausgesetzt, die sich, obwohl von Menschen in Gang gesetzt, als nicht mehr beherrschbar zeigen. Dazu gehört zum Beispiel die irreversible Ausrottung von Pflanzen und Tieren; das entfesselte Börsengeschehen; die Auflösung schützender humaner Milieus. Die *conditio humana* gerät unter die Räder einer Zerstörungsmaschinerie, die, ehemals vom Menschen selbst in Gang gesetzt, ihn nun unter sich zu begraben droht. Der Mensch wird durch diesen Prozess selbst zur Nebensache. Das, was einmal *scientia* war und in der *universitas* ihren Denk-Ort hatte, ist zu einer im Wesentlichen käuflichen ‚Wissenschaft‘ geworden, die in allen Teilbereichen vom Systemgedanken bestimmt ist, der Menschen nur noch als Komponenten in Strukturen vorkommen lässt. Hinter dem Begriff der Globalisierung verbirgt sich der Versuch, das, was *conditio humana* war, unwiderruflich zu beseitigen. Max Weber sah den Menschen in einem Nest aus Stahl und Beton, das ist inzwischen

schon Idylle: Die *conditiones humanae*, die Lebensumstände des Menschen, sie sind von Systemstrukturen abgelöst, die den Menschen zur gesichtslosen, statistischen, verwaltbaren anthropoiden Einheit machen. Die *conditio humana* weicht einer gemanagten Umwelt, in die Menschen ‚inkludiert‘ werden, in der sie zu austauschbaren Knotenpunkten in vernetzten Strukturen werden.

Ein Nachdenken über die *conditio humana* muss insofern zuerst illusionslos irreversible Zerstörungsprozesse dessen, was einmal die Lebensbedingungen des Menschen waren, zur Kenntnis nehmen.

Dann kann vielleicht darüber nachgedacht werden, unter welchen Umständen eine lokale, subversive, freundschaftliche Rekonstruktion von Lebensbedingungen möglich sein würde, die nicht kurzerhand und naiv die Wiederkehr der *conditio humana* deklariert, sondern von Überlebensbedingungen redet, die sich der alten *conditio humana* erinnert, aber eine Laubhütte in der Wüste errichtet, auf dem Weg zum gelobten Land, das wir nicht kennen.

Kein Happy End

In verschiedenen Forschungsprojekten beschäftigen wir uns mit den Lebensbedingungen von Menschen in Afrika und in Mitteleuropa. Was passiert im kleinbäuerlich geprägten Afrika (am Beispiel Tansania und Namibia)? Wie verändert sich die Familie unter dem Druck von HIV/AIDS und Modernisierung? (Namibia). Was geschieht und soll bei uns in Mitteleuropa geschehen im Umgang mit pflegebedürftigen, vor allem von Demenz betroffenen Menschen? Wir haben uns die Frage gestellt, ob diese Themen eigentlich unverbunden nebeneinanderstehen? Es scheint so, als wenn der gefährlich oberflächliche und zum

Missbrauch einladende Begriff ‚Globalisierung‘ hier tatsächlich passend ist und seine bedrohliche Konkretisierung erfährt: Die Themen gehören enger zusammen, als man denken würde.

So scheinen zum Beispiel das Thema ‚Hunger‘ und das Thema ‚Pflege‘ weit auseinander zu liegen. Das eine ist ein Problem in den kinderreichen armen Ländern, das andere die Crux in alternden reichen Gesellschaften. Tatsächlich aber lassen sich frappierende Parallelen erkennen. Kurz und thetisch vorweg gesagt: In beiden Fällen hat ein Prozess begonnen, in dem die lokalen Fähigkeiten der Menschen systematisch zerstört werden. In beiden Fällen werden die Menschen versorgenden Apparaten ausgeliefert, deren Hauptmotiv es ist, ein Geschäftsmodell durchzusetzen, mit dem der Hunger und die Pflege zur Ressource für Gewinnabsichten wird. In beiden Fällen eine fast perfekte Maskierung: Wer wollte nicht, dass der Hunger beseitigt wird? Wer wollte nicht, dass pflegebedürftige Menschen gut versorgt werden? Dass in globalem Maßstab mit dem zeitgenössischen Schrecken Geld gemacht wird, das ist wahrscheinlich das, was die Gegenwart am genauesten beschreibt. In beiden Bereichen setzen sich die gleichen technokratischen Begriffe und Verfahren durch, die immer wieder das gleiche Ergebnis haben: die Vernichtung des Eigenen, die Unterminierung der Fähigkeit zur Selbstsorge, die Herstellung von Abhängigkeit. Die *conditiones humanae*, die Lebensbedingungen aus denen und in denen die Menschen gelebt haben, werden beseitigt und durch ein künstliches Arrangement, in dem Leben verwaltet wird, ersetzt. Das Verschwinden der *conditio humana* zwingt die Menschen dazu, auf kostenpflichtige Dienstleistungsangebote professioneller Anbieter zurückzugreifen. Es ist noch nicht einmal einfach, sich über diese Vernichtung der *conditio*

humana zu empören, weil sich die versorgenden Apparate der Kritik entziehen, denn sie bekämpfen ja den Hunger der Armen, die Hilflosigkeit der Alten. Industrielle Landwirtschaft ruiniert die Fähigkeit der Kleinbauern und ihrer Familien, sich zu ernähren. Industrialisierte Pflegewirtschaft löst die familiäre und nachbarschaftliche Umsorgung der Alten ab.

Ein Beispiel kann deutlich machen, wie das geht. Es ist fast willkürlich, weil es dutzendweise ähnliche Beispiele gibt. In diesem Beispiel geht es um den Fisch.¹

Die dramatische Erschöpfung der Reichtümer des Meeres ist nicht mehr zu leugnen, die Zahlen sprechen eine deutliche Sprache. Riesige Fischtrawler reißen mit Schleppnetzen alles an sich, was im Meer schwimmt, sie fahren immer weiter nach Süden bis zur Antarktis, die Bestände schrumpfen. Wird es bald ein Meer ohne Fisch geben? fragen Fachleute.² In der Überfischung könnte ein globales Problem lauern, das so bedeutsam zu werden verspricht wie der Klimawandel oder die Erschöpfung der fossilen Ressourcen. Die Überfischung könnte die gesamte Nahrungskette gefährden: „Das Meer ist instabil wie ein Kartenhaus: Ohne Fische verwandelt es sich in ein einziges riesiges Brackwasser voll giftiger Algen und Qualen, was man in einigen Zonen bereits besichtigen kann.“³

Die Agroindustrie bietet auf dem Lande das Gleiche: Sie zerstört die Vielfalt, die die kleinbäuerliche Landwirtschaft aufweist, schafft stattdessen ein lebloses ‚Brackwasser‘ auf den von ihr industriell bewirtschafteten Flächen. Und die Pflegeversorgungsindustrie breitet sich auf Kosten der morsch gewordenen sozialen Beziehungen aus und bringt ein ‚soziales‘ Brackwasser hervor.

Zurück zum Fisch: Die EU-Kommission arbeitet mit TFC, das sind *Transferable Fishing Concessions*, die man kaufen und kumulieren kann. Das zielt auf eine Privatisierung der maritimen Ressourcen. Die kleinen Fischer stehen vor dem Aus. Die Fischindustrie wird begünstigt, obwohl sie die Verantwortung für die Überfischung trägt. Ein paar schwimmende Fischfabriken, die alle Quoten vereinnahmen, bereiten dem traditionellen Fischfang den Garaus. Die Menschen, die auf Grund ihrer guten Ernährungslage nicht auf Fisch angewiesen sind, also die Bewohner der reichen Länder, verzehren 80 Prozent der gefangenen Fische. In den küstennahen Regionen der armen Länder – z.B. Somalia oder Mauretanien – wird die Kleinfischerei zerstört und die Ernährungslage verschlechtert sich dramatisch.

Die Parallelen fallen ins Auge:

- In den antarktischen Gewässern manövrieren die gigantischen schwimmenden Fischfabriken. Und machen das Meer zum Brackwasser.
- In den reichen Gesellschaften manövrieren die großen Pflegekonzerne und werfen ihre Schleppnetze aus, mit denen sie alles, was pflegebedürftig ist, einfangen. Und machen die Gesellschaft zum sozialen Brackwasser.
- Weltweit agieren Agrobusinesskonzerne verbunden mit Saatgutfirmen und Supermarktketten, um auf gigantischen Flächen biochemisch optimiertes Saatgut auszubringen, das auf Düngemittel und Pestizide angewiesen ist, das vielfach Futtermittel für die Fleischproduktion oder Treibstoff herstellt und die lokale kleinbäuerliche Produktion lahmlegt und so Hunger auslöst. In diesem agroindustriellen Brackwasser versinkt die jahrtausendalte ‚Kultur‘ und Kunst der bäuerlichen Landwirtschaft (und das la-

teinische Wort *cultura* bezeichnet ursprünglich den Ackerbau).

Im Ganzen: Die *conditio humana* wird weggearbeitet, geleugnet, vernichtet zugunsten von Dienstleistungsapparaten. Dabei wird der weltweit zunehmende Hunger instrumentalisiert, um kleinbäuerliche Landwirtschaft auszuradieren – der Verweis auf den Hunger soll aller Opposition das Maul stopfen. (Ebenso wie die Dienstleistungskonzerne behaupten, sie hätten die einzige Antwort auf das Pflegeproblem).

Anlässlich der Vorstellung einer Studie von Misereor, die unter dem Titel „Business Case Hungerbekämpfung“ kürzlich erschien, formuliert Jürgen Maier, Geschäftsführer des Forums Umwelt und Entwicklung:

*Wir erleben immer wieder, wie Saatgutkonzerne und Supermarktketten in Entwicklungs- und Schwellenländern die Ressourcenkontrolle von Bauern gefährden und Kleinhändler verdrängen. Wir dürfen uns die Risiken der Großinvestitionen nicht einfach schön reden.*⁴

Untersuchungsgegenstand der vorgestellten Studie sind die Risiken und die Reichweite ‚inklusive Geschäftsmodelle‘, mit der Agrar- und Lebensmittelkonzerne eine Integration von Kleinbauern in ihre Wertschöpfungsketten verfolgen. Der Autor der Studie und MISE-REOR-Experte Benjamin Luig fasst die wesentlichen Erkenntnisse folgendermaßen zusammen:

Die Agrar- und Ernährungsindustrie stellt sich zunehmend als wichtigster Akteur im Kampf gegen den Hunger in der Welt dar. Wenn die größten Nahrungsmittelkonzerne der Welt mit Kleinbauern aus Afrika, Asien und Lateinamerika di-

rechte Lieferverträge haben, dann sei das an sich noch keine Investition in Ernährungssicherung, sondern beinhalte für die Bauern auch ernsthafte Risiken. Leider wird aber genau dies von mächtigen privaten Finanzgebern wie der Stiftung von Bill Gates, der in diesen Tagen mit der Bundesregierung die weitere strategische Zusammenarbeit erörtert, vorangetrieben. Es ist beunruhigend, wenn auch die deutsche Bundesregierung Agrobusiness mit Hungerbekämpfung gleichsetzt und die Agrar- und Lebensmittelkonzerne in diesem ‚Geschäft‘ unterstützt.⁵

Heute leben 80 Prozent der Weltbevölkerung in Städten, die Mehrheit in Schattenökonomien, gepeinigt von ihren ungestillten Bedürfnissen und im Bewusstsein ihrer sozialen Randlage. Die Umkehrung dieser ‚Entwicklung‘, die von den *conditiones humanae* immer weiter weggeführt hat und noch führt, scheint kaum möglich. Vielleicht kommt sie aus einer Krise, einer Krise, die viel Leid mit sich bringen dürfte. Aber wir möchten uns beteiligen an dem von Ivan Illich vorgeschlagenen Versuch, „Gegenforschung über Alternativen zu derzeitigen abgepackten Lösungen“ zu betreiben.⁶

Anmerkungen:

¹ Das Beispiel ist dokumentiert in: Vgl. Mora, Jean-Sébastien (2013): *Europas Raubzüge zur See*. In: *Le Monde diplomatique*, Jg. 19 (1), S. 1 und S. 6f.

² Das befürchten Experten vom französischen Forschungsinstitut für Meereswirtschaft: Vgl. Cury, Philippe; Miserey, Yves (2008): *Une mer sans poissons*. Paris: Calmann-Levy, zit. in Mora, Jean-Sébastien (2013): *Europas Raubzüge zur See*. In: *Le Monde diplomatique*, Jg. 19 (1), S. 1.

³ Ebd.

⁴ Zitiert nach: Forum Umwelt und Entwicklung (2012): Pressemitteilung vom 16. Januar 2012.

<http://www.forumue.de/news/news/pressemitteilung-start-der-gruenen-woche-studie-warnt-vor-risiken-verantwortungsloser-agrarinvestitionen/> [19.01.2013]. Die Studie wurde im Auftrag von Misereor erarbeitet.

(URL:<http://bonnsustainabilityportal.de/?p=27434>). Luig, Benjamin (2013): *‚Business Case‘ Hungerbekämpfung. Der fragwürdige Beitrag von Agribusiness und Nahrungsmittelindustrie zur Ernährungssicherheit*, Berlin 2013, herausgegeben vom Forum Umwelt und Entwicklung.

⁵ Zitiert nach: Forum Umwelt und Entwicklung (2012): Pressemitteilung vom 16. Januar 2012. URL:<http://www.forumue.de/news/news/pressemitteilung-start-der-gruenen-woche-studie-warnt-vor-risiken-verantwortungsloser-agrarinvestitionen/> [19.01.2013].

⁶ Illich, Ivan (1996): *Geplante Armut als Frucht technischer Hilfe*. In: Illich, Ivan (Hrsg.): *Klarstellungen*. München, S. 149. Vgl. auch Illich, Ivan (2006): *In den Flüssen nördlich der Zukunft. Letzte Gespräche über Religion und Gesellschaft mit David Cayley*. München, S. 25.

Charlotte Jurk

Krank machende Gesundheit oder: Die Nichtung der *conditio humana*

Die letzte Ausgabe des *Spiegel* war am Kiosk in Frankfurt ausverkauft. „Tut mir leid, haben wir nicht mehr, das ist eigentlich noch nie passiert“, lautete der Kommentar der Ladenbesitzerin. Noch zwei Anläufe, dann hatte ich den Spiegel Nr. 4 endlich ergattert. Titelbild: Das doppelte Portraitlein und derselben Frau, auf dem eine den Stempel „krank“ auf der Stirn trägt. „Die Psycho-Falle. Therapeuten streiten über die Grenze zwischen Gesundheit und seelischer Erkrankung.“¹ Das hat viele Leute offenbar angesprochen, ahnt man doch, dass der Zuschreibung psychischer Krankheiten etwas Willkürliches anhaftet. Man ahnt, dass die Kriterien psychischer Krankheit viel mit den gesellschaftlichen und sozialen Verhältnissen zu tun haben, unter denen wir leben. Wie schnell kann man selbst betroffen sein?

Der Autor Jörg Blech schreibt in jener Spiegel-Ausgabe einen Artikel über den fast schon absurd anmutenden Krankheitskatalog psychischer Erkrankungen, der im Mai diesen Jahres als DSM-5² neu erscheinen wird. Er schildert darin den Wettlauf der Krankheitserfinder, die sich mit ‚posttraumatischer Verbitterungsstörung‘, ‚leichter kognitiver Störung‘ (Schusseligkeit), ‚disruptiver Launenfehlregulationsstörung‘ (Jähzorn), Prokrastination (aufschiebendes Verhalten) oder ‚Fressgelage-Störung‘ (Heisshunger) im Krankheitskatalog verewigen wollen. Der DSM-5 wird ca. 1000 Seiten umfassen und somit seine Erstausgabe von 1952 um 870 Seiten übertreffen. Im Mai vergange-

nen Jahres protestierten 500 Menschen unter dem Label *Occupy Apa* öffentlich gegen die Verabschiedung des neuen Krankheitskatalogs in Philadelphia. Vor dem Gebäude, in dem tausende Psychiater der American Psychiatric Association (Apa) ihre diagnostische Macht definierten, wurden von Aktivisten Reden gehalten und die Abschaffung des DSM-5 gefordert: „Dieser friedliche Protest weist darauf hin, dass der DSM-5 die psychiatrische Industrie zwingt, Probleme zu medikalisieren, die nicht medizinisch sind und damit unausweichlich zur Überdosierung psychiatrischer Medikamente führt - auch bei Menschen, die ganz natürliche menschliche Emotionen wie Trauer und Schüchternheit erleben.“³

Der neue DSM treibt eine Entwicklung auf die Spitze, die schon seit Mitte der 1990er Jahre deutlich wurde: Immer niedriger sind die Schwellen, ab denen Menschen als psychisch krank etikettiert werden können. Und das betrifft nicht nur die spektakulären Neuerfindungen, sondern ebenso vertraute Krankheitsbilder, wie z.B. die Depression.

Noch in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts wurde eine Depression nur diagnostiziert, wenn Selbstmordgedanken geäußert wurden. Viktor Frankl kann 1977 in seinem Buch *Das Leiden am sinnlosen Leben* noch schreiben, Studenten, die einen Selbstmordversuch hinter sich hatten, wurden befragt und gaben an, in ihrem Leben keinen Sinn mehr gesehen zu haben, „von diesen aber waren 93 Prozent

physisch und psychisch gesund.“⁴ Daraus zieht Frankl den Schluss, dass die Suche nach Sinn zur *conditio humana* gehöre, weswegen Sinnlosigkeit ein nahezu unerträglicher Zustand sei – jedoch keine Krankheit. In den 1970er Jahren konnte man in der Fachpresse noch lesen: „Der Arzt muss mit der Tatsache rechnen, dass vielleicht 80 Prozent oder mehr depressive Patienten möglicherweise ohne Behandlung gesund werden.“⁵ Und Klaus Dörner schreibt in den 1980er Jahren in seinem Lehrbuch: „Kein Mensch kann dauerhaft schwer depressiv sein. Es ist also eher lächerlich, das Ende einer Depression als therapeutischen Erfolg zu feiern.“⁶ Eine solche Auffassung ist heute undenkbar geworden.

Heute reichen zwei Wochen *Grübelneigung*, *Appetitstörung*, *Libidoverlust*, *Trauer* oder *schnelle Ermüdung* aus, um als depressiv diagnostiziert zu werden.⁷ Da wird plausibel, warum Epidemiologen behaupten können, jeder leide mindestens einmal im Leben an einer behandlungsbedürftigen Depression. Mit der Behandlungsbedürftigkeit erhalten Betroffene die ärztliche Empfehlung, über einen langen Zeitraum – möglicherweise sogar lebenslang – Antidepressiva einzunehmen, denn Depression wird vom mittlerweile rein biologisch ausgerichteten Mainstream der Psychiatrie als Stoffwechselstörung gesehen, wie auch andere psychische ‚Abweichungen‘.

Psychische Krankheiten gelten als individuelles Regulationsproblem, das auf einer Skala allenfalls noch nach den Stufen leicht, mittel und schwer unterschieden werden kann. Seelische Nöte sind eben ‚Anpassungsstörungen‘, deren Beseitigung in der ‚Verantwortung‘ jedes Einzelnen liegen soll – die Schwelle für die Verschreibung von Neuroleptika, Antidepressiva oder Beruhigungsmitteln ist im Verlauf der letzten 15 Jahren rasant gesunken.

Im Fall der Diagnose des sogenannten Aufmerksamkeitsdefizitsyndroms (ADS) bei Kindern sind die verheerenden Auswirkungen dieser Medikalisierung wahrscheinlich am deutlichsten sichtbar. Der ICD-10 hat im Jahr 1991 „Verhaltens- und emotionale Störungen mit Beginn in der Kindheit und Jugend“⁸ als Kodierung F9 in seinen Katalog aufgenommen. Wurden 1995 noch 5000 Fälle bundesweit diagnostiziert, so waren es im Jahr 2011 um die 620 000. Die Pathologisierung kindlicher Nöte hat dazu geführt, dass inzwischen mindestens ein Kind pro Schulklasse Ritalin schluckt.⁹ Die Zahl der Neuroleptikaverschreibung bei Kindern hat um 400 Prozent zugenommen, ohne dass Nebenwirkungen problematisiert oder gar die soziale Wirklichkeit einer zerstörten Kindheit in den Blick genommen wird.¹⁰

Die Grenzen zwischen Krankheit und Gesundheit schwinden

Doch nicht nur im Bereich der psychischen ‚Krankheiten‘ ist diese rasante Zunahme des Pathologischen zu beobachten, sondern dies gilt in gleichem Maße für körperliche Befindlichkeiten.

Krankheit wird in den Bereich des Risikos verlagert. Wir haben alle die Krankheit, die uns noch bevorsteht. ‚Gesundes‘ Leben ist permanentes Arbeiten an der Reduktion von ‚Risiken‘.

Erstens geraten immer neue körperliche Zustände ins Visier der medizinischen Behandlung - und die angebotenen Therapien ändern sich laufend. Zweitens verliert die Vorstellung von ‚Krankheit‘ ihre vormals klaren Grenzen. Sie erscheint nicht mehr als begrenztes einmaliges Vorkommnis, das einen Anfang und ein

Ende hat, sondern eher als permanenter Begleiter, als ‚die andere Seite‘ der Gesundheit, als ständige Bedrohung: Sie erfordert ständige Aufmerksamkeit, muss bekämpft werden, sieben Tage die Woche, vierundzwanzig Stunden am Tag.¹¹

Dass Schwangerschaft (guter Hoffnung sein) eine Krankheit ist, die nahtloser medizinischer Kontrolle bedarf, dürfte sich herumgesprochen haben. Ungeborene werden gescannt und vermessen, kleine Abweichungen können ungeahnte Besorgnis und Unsicherheit bei den werdenden Müttern auslösen. Zur ‚Risikovermeidung‘ werden inzwischen bereits ein Drittel aller Kinder in Deutschland mittels Kaiserschnitt in die Welt geholt. Präimplantationsdiagnostik und Genanalyse sind mittlerweile breit akzeptierte Verfahren der Auslese mit dem Ziel, Behinderungen jeder Art auszumerzen. Das alles mit Zustimmung, sogar auf Wunsch der künftigen Eltern.

Auch das Alter ist eine Krankheit. Osteoporose, Vergesslichkeit, erhöhter Blutdruck, der Fettgehalt des Blutes – jede Abweichung vom statistisch ermittelten Durchschnitt trägt den Charakter unmittelbarer persönlicher Bedrohung und zieht die Notwendigkeit einer ‚Behandlung‘ nach sich.

Das Sterben hat gar eine ganz eigene Zunft medizinischer Expertise auf sich gezogen. Palliativmedizin und Palliativpflege managen qualitätsoptimiertes Sterben – kaum einer wird sich künftig der fürsorglichen Belagerung am Sterbebett entziehen können.

Überdiagnose und Übertherapie treten als Problem nur ans Licht der Öffentlichkeit, wenn sie sich in unheilvoller Allianz mit der Ökonomisierung des Gesundheitswesens als geschäftsgierige Masche entpuppen: Unnötige Hüft-OPs, der Skandal um die Impfstoffe bei

der Schweinegrippe, die Zunahme unnötiger Röntgenaufnahmen, Betrug bei den Transplantationskliniken und, und, und.

Doch gleichzeitig pochen die Konsumenten des Gesundheitswesens auf ihr Recht auf Vorsorge, unterziehen sich Eignungstests und warten angespannt darauf, dass Laboruntersuchungen und Psychotests ihnen ‚Gesundheit‘ attestieren.

Leugnung der *conditio humana*

Da Medizin und das Gesundheitswesen insgesamt im Laufe der vergangenen 15 bis 20 Jahre zu einem ökonomisch florierenden Markt gemacht wurden, könnte der beschriebene Pathologisierungswahn seine Ursache schlicht darin haben, dass mit Krankheiten gute Geschäfte zu machen sind. Chronische Krankheiten sind in unserem Gesundheitswesen lukrativer und werden den Hausärzten seit der Gesundheitsreform 2011 pauschal höher entlohnt. Dementsprechend ist die Zahl der chronischen Krankheiten deutlich gestiegen. Ein Kaiserschnitt bringt der Klinik eben nun mal 2800 € ein, eine normale Geburt hingegen lediglich 1600 €. ¹² Das Geschäft mit Psychopharmaka aller Art boomt und ein Ende ist nicht in Sicht.

Die Frage jedoch bleibt: Warum ist unsere Gesellschaft so anfällig für die Versprechungen und Drohungen der Medizinindustrie? Wie kann es dazu kommen, dass das Gesundheitswesen uns mehr und mehr in Kranke verwandelt?

Der Medizinethiker Giovanni Maio sieht den Niedergang moderner Medizin darin begründet, dass sie die *conditio humana* leugne. „Das Leib-Sein stellt eine *conditio humana* dar, die dem Menschen solange er lebt stets Beschwerden, Bedürfnisse und Erfahrungen des Mangels auferlegt.“¹³ Das Schüren der Erwartung eines

verzichtfreien und beschwerdefreien Lebens werde damit zur „lebensvernichtenden Ideologie“¹⁴.

Wie ist diese Kritik zu verstehen?

Wenn vom Leib-Sein gesprochen wird, dann ist die Rede vom je eigenen Sein *im* Körper. Dieses Leib-Sein ist nicht zu verwechseln mit dem medizinischen Körper, von dem mittlerweile jeder ein Bild haben soll. Zum Leib-Sein gehören untrennbar Seele und Geist. Dazu gehört, dass jeder Mensch über seine Sinne – hörend, schmeckend, riechend, fühlend, schauend – eine spezifische Offenheit gegenüber der Welt mitbekommen hat. Die Leiblichkeit eröffnet fast unbegrenzte Denkmöglichkeiten einerseits und setzt deutliche Grenzen andererseits: Über meine körperlich-sinnenbegrenzte Reichweite kann ich nun mal nicht hinaus, entgrenztes Denken, technisches Gerät hin oder her. Als fleischliches Wesen ist jeder Mensch unverwechselbar, einmalig. Die Haut ist unsere Grenze nach außen, unser Inneres verborgen. Unser Blick ist stets von uns weg gerichtet. Andere können wir anschauen, aber uns selbst nicht. Wir sind verletzlich. Noch haben wir eine Herkunft und eine Endlichkeit. Geburt und Sterben, Krankheit und Glück sind an unseren Leib gebunden und formen ihn. Der Leib pulsiert in diesem Wechselspiel von Möglichkeit und Begrenzung. Beides bedingt sich gegenseitig und genau das macht Lebendigkeit aus. Die *conditio humana* der Leiblichkeit hat die Leidenskunst hervorgebracht, die Anerkennung des Sinns durchlittener und überstandener Krisen der Leiblichkeit. Thomas Mann sagt:

War es nicht Nietzsche, der den Menschen das kranke Tier genannt hat? Und meinte er denn nicht damit, dass der Mensch eben nur insofern mehr sei denn Tier, als er krank sei? Im Geist also, in

*der Krankheit beruht die Würde des Menschen, und der Genius der Krankheit ist menschlicher als der der Gesundheit.*¹⁵

Die Erwartung eines beschwerdefreien Lebens zu schüren, bedeutete demnach, Menschen ihre Leidensfähigkeit abzusprechen. Mit dem Verlust der Leidenskunst ist das Einfallstor geschaffen für unendliche Bedürftigkeit. Fallen die Grenzen unserer Leiblichkeit, fallen auch die Grenzen für medizinische Invasionen jeder Art. Es wächst die Macht einer Biowissenschaft, die sowohl den Leib, als auch den Körper inzwischen hinter sich gelassen hat und zur Steuerung von ‚Bevölkerung‘ übergegangen ist.

Leib versus Körper

Der Begriff ‚Leib‘, den Maio hier benutzt, ist natürlich gänzlich unmodern. Der Mensch ‚hat‘ einen Körper und soll mit ihm pfleglich ‚umgehen‘. ‚Leib‘ und ‚Fleisch‘ – das riecht nach moralinsaurer Sündenlehre und Kirchengodma. Erfolgreich ist der ‚Leib‘ aus unserem Sprachschatz und somit aus unserem Erfahrungshorizont verschwunden. Stattdessen sind wir mit einem Körper ausgestattet worden, der seit seiner Erfindung bereits einige Transformationen erlebt hat.

Ein Blick in die Körpergeschichte zeigt, dass unser Bild vom Körper eines ist, das in etwa 200 Jahren Medizingeschichte mühsam in die Köpfe der Menschen eingewandert ist. Bis ins 20. Jahrhundert hinein gelten noch die Deutungen der bäuerlich-archaischen Welt: Säfte und Winde, die nass oder trocken, kalt oder warm sein können formen das Bild innerlicher Leiblichkeit.

Im 19. Jahrhundert schafft das Aufkommen der Industriegesellschaft den ihr eigenen Körper:

den Körper des Industriepalastes mit Pumpe (Herz), Filtern (Leber, Niere), Verbrennung (Muskel) und Säurebecken (Magen). Der Körper des bürgerlichen Individuums dieser Zeit erfordert Selbstsorge – das ganze Thema der Ansteckung und Hygiene, der ‚Abwehr‘körper und der Infektionsgefahr gehören in die Zeit individueller Abgrenzungsanstrengung. Die bäuerlich geprägte Humoralmedizin verschwindet und weicht der Medizin der neugeborenen Klinik, die diagnostiziert, kategorisiert und eine Krankheitslehre errichtet, die die Kranken als Gegenstück der Gesunden in einer eigenen Welt absondert.

Im Körper der sorgsam getrennten Organe, der Nerven, Muskeln und Blutgefäße musste alles ‚Dazwischen‘ weg gelassen werden. Das scheinbar unfunktionale Gespinnst aus Bindegewebe und Körperwasser ist in den anatomischen Lehrsälen dem Skalpell zum Opfer gefallen. Die idealisierten anatomischen Zeichnungen des Leibesinneren waren immer schon die Ikonographie einer Fiktion.¹⁶ Diese Fiktion weicht heute einem neuen, ganz und gar abstrakten Modell: dem des Systems. (Ein Modell, dessen Eigentümlichkeit es ist, dass es nicht mehr bebildert werden kann.)

Mit den Anfängen des kybernetisch-systemischen Denkens der 1950er Jahre beginnen sich langsam auch dessen Metaphern auf die menschlichen Körper zu übertragen. ‚Immunsystem‘ und ‚hormonelle Steuerung‘ sind Vorboten eines neuen Denkens: Aus dem Körper des 19. Jahrhunderts ist heute ein systemischer Körper geworden, dessen verflochtene Funktionen stets kalibriert und überwacht werden müssen. ‚Leben‘ als ‚System‘ zu denken hat zahlreiche Anstrengungen hervor gebracht, Technik, Biologie und Medizin zusammen zu schmelzen. Molekulare Vorgänge in der Genetik und den Neurowissenschaften könnten auf digitale Rechensysteme

übertragen, damit simuliert werden und umgekehrt.

Heute dürfen wir bereits daran zweifeln, überhaupt einen eigenen Körper zu besitzen. Sind wir nicht eher die Bediener oder Verwalter einer biologischen Funktionseinheit? Lernen wir nicht in den Fitness-Centern die diversen Steuerungsmodule kennen und beeinflussen: Herzfrequenz, Pulsschlag, Sauerstoffsättigung etc.? Wer weiß heute nicht, wie die chemischen Bestandteile der Nahrung variiert werden können, um optimale Body-Mass-Indexe zu erreichen oder wie viel Energieverbrauch beim Joggen entsprechenden Kalorienverbrauch auslöst? Bei all diesen Berechnungen scheinen die Körper austauschbar und manipulierbar. Sie sind kein individueller Besitz mehr, sondern Träger beliebiger Messwerte auf Tausenden von Skalen. Wir Körperverwalter haben uns zu rechtfertigen, wenn wir in den Kontrollen den Optimalwert verfehlen. Wir sind nicht mehr *im* Körper, vielmehr beobachten wir diesen unseren Körper gleichsam von außen misstrauisch als Träger von Wahrscheinlichkeiten zukünftiger oder bereits im Verborgenen sich anbahnender Katastrophen.

In gewisser Weise ist der heutige Körper vom Leib so weit entfernt, wie das alte Saatgut vom Monsanto-Genprodukt.

Der heutige Körper ist ungemein gefährdet und anfällig, mit seiner Aufbesserung ist man nie fertig. Mehr und mehr Körperparameter werden labortechnisch erfasst und zur Sollwert-Überwachung frei gegeben. Optimale Richtwerte aus tausenden von Blutproben werden zur Leitschnur der eigenen Leiblichkeit erklärt. Blutdruck und Blutzuckerwerte sollen den Normwerten einer Millionenpopulation entsprechen, sonst drohen ernste Konsequenzen. Immer mehr Menschen werden auf diese Weise zu Bedürftigen einer Gesundheitsindustrie,

die immer weniger in der Lage ist zu heilen. Ivan Illich plädiert in einem Vortrag 1999 dafür, das *Streben nach Gesundheit* zur eigentlich krankmachenden Epidemie zu erklären.

Wenn doch noch ein Mediziner im ‚Bio-Team‘ sitzt, so ist seine Funktion symbolisch: Sein weißer Kittel dient dem Mythos, dass hier industriell Gesundheit verbessert werden könnte. Aber diese Gesundheit ist nicht mehr etwas, was als Wohlsein erlebt wird. Sie wird als optimale Einstellung individueller Subsysteme auf ökologische und ökonomische Rahmenbedingungen verstanden. Die Einwilligung in dieses Einstellungsbedürfnis läuft auf das Erlöschen der Subjektivität hinaus.¹⁷

Wo die Subjektivität erlöscht, da ist der Mensch verschwunden und mit ihm die *conditio humana* seiner Leiblichkeit.

Die systemische Gleichgültigkeit

Der Berliner Philosoph Byung Chul Han sieht unsere Gesellschaft unter dem Diktat der Positivität. Alles gleicht sich einander an, Grenzen verschwinden, das Negative wird vermieden. Der Computer ist technisches Sinnbild dieses Übermaßes an Positivität. Auf ihm ist alles gleich – eine Rechenoperation.

Die Gesellschaft gerät heute zunehmend in eine Konstellation, die sich dem immunologischen Organisations- und Abwehrschema ganz entzieht. Sie zeichnet sich durch das Verschwinden der Andersheit und Fremdheit aus. Die Andersheit ist die Grundkategorie der Immunologie. Jede Immunreaktion ist eine Reaktion auf die Andersheit. Heutzutage aber tritt an die Stelle der

Andersheit die Differenz, die keine Immunreaktion hervorruft.¹⁸

Die Kategorien Gesundheit und Krankheit gehören noch der alten Ordnung der Grenzziehung zwischen Positivität und Negativität an. Nicht zufällig wird in den Biowissenschaften fast ausschließlich von ‚Störungen‘ gesprochen. Störungen sind Zustände auf einer verschiebbaren Skala, deren 0-Punkt vom jeweiligen Wissensstand abhängig ist. Störungen sind behebbar. Wer Diabetiker ist, kann dank synthetischer Insulinproduktion leben wie jeder andere auch. Depression ist eine Stoffwechselstörung, die jederzeit chemisch regulierbar ist. Schwangerschaft ist eine mehr oder weniger unnötige Unterbrechung des normalen Lebens ohne Auswirkung auf den Körper dank gezielter Rückbildungsübungen und disziplinierter Körperbeherrschung. Sterben wird in fünf Stufen eingeteilt, deren jede mittels Pflegeteam und pharmazeutischer Begleitung locker zu bewältigen ist.

Ob Körper, ob Psyche oder Geist – alles ist gleich-gültig. Alles ist ein und der gleiche Fluss von Information, von Energie vermittelt Botenstoffen und Transmittern, letztlich ein Produkt dieses Gehirns als zentraler Steuerungseinheit in der Illusion Körper.

Leid ist eine überflüssige Vokabel. Wer leidet, hat sich nur noch nicht ausreichend informiert. Wer von seinem Leiden erzählt, den schicken wir zur nächsten Störungsstelle.

Im Schatten dieser allseitigen Positivität fängt die verleugnete Negativität an zu wuchern: als Angst, als dumpfe Verunsicherung, Lähmung. Und irgendwie ahnen doch alle, dass wir einen Preis zahlen müssen für die entgrenzte Gier nach immer mehr?

Die *conditio humana* der Leiblichkeit war einst ein Schutz. Aber wo ist der Leib geblieben, der mir versicherte ‚ich‘ zu sein? Wo ist der Leib geblieben, dem ich mich ohne Misstrauen anvertrauen konnte? Der meine Grenze war und mein Geheimnis barg? Der so verletzlich war, dass er mich zum Anderen hinzog? Dessen Leiden immer auch Hoffnung auf Genesung und Heilung barg?

Wenigstens seine Erinnerungsspur könnte Widerstandskräfte wecken und den Mut, sich vor den positiven ‚Lebensmachern‘ auf die Flucht zu machen.

Anmerkungen:

¹ Blech, Jörg: *Wahnsinn wird normal*. In: Der Spiegel Nr. 4/2013, S. 111ff.

² DSM ist Abkürzung für *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders*, eine Auflistung psychischer Störungen – verfasst von der amerikanischen American Psychiatric Association (APA). Die hier verfassten Kategorien von Abweichungen werden weltweit geltend gemacht. Im deutschen Gesundheitswesen werden psychische Krankheiten nach dem ICD (International Catalogue of Disease) kodiert. Die Kodierung richtet sich im Wesentlichen an den vom DSM vorgegebenen ‚Abweichungen‘. Insofern wird sich die Ausweitung der psychiatrischen Diagnosen bei der Neufassung des ICD niederschlagen.

³ Vgl. dazu
URL: <http://www.mindfreedom.org/release/occupy-apa-news> [29.05.2013] (Übersetzung C.J.).

⁴ Frankl, Viktor (2003): *Das Leiden am sinnlosen Leben. Psychotherapie für heute*. Freiburg, S. 67.

⁵ Vgl. Medawar, Charles: *The Antidepressant Web*. URL: www.socialaudit.org.uk [28.05.2013].

⁶ Dörner, Klaus et. al (2002): *Irren ist menschlich*. Bonn, S. 221a.

⁷ Machen Sie einen Selbsttest: Die Stiftung Deutsche Depressionshilfe hat einen ins Netz gestellt. URL: <http://www.deutsche-depressionshilfe.de/stiftung/depression-test-selbsttest.php> [22.05.2013].

⁸ Nachzulesen unter
URL: <http://www.therapie.de/psyche/info/diagnose/icd-10/> [06.05.2013].

⁹ Köttgen, Charlotte: *Notrufe von Kindern werden zu ADHS-Störungen - Das Geschäft mit den Kindern*.
URL: http://www.psychiatrie.de/fileadmin/redakteure/dgsp/Texte__Anmeldecoupons_als_PDF/Diskussionspapier_C._Koettgen.pdf [07.05.2013].

¹⁰ Vgl. den Beitrag von Michaela Fink in diesem Heft.

¹¹ Bauman, Zygmunt (2003): *Flüchtige Moderne*. Frankfurt a. M., S. 96.

¹² Vgl. Schmollack, Simone (2010): *Die Kaiser-schnitt-Epidemie*. URL: <http://www.taz.de/!46882/> [15.06.2013].

¹³ Maio, Giovanni (2007): *Medizin im Umbruch. Ethisch-anthropologische Grundfragen zu den Paradigmen der modernen Medizin*. In: Zeitschrift für medizinische Ethik 53, S. 233.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Mann, Thomas (1957): *Leiden und Größe der Meister*. Frankfurt a. M., S. 56.

¹⁶ Vgl. Duden, Barbara (1991): *Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*. Stuttgart.

¹⁷ Illich, Ivan (2012): „... und führe uns nicht in die Diagnose, sondern erlöse uns von dem Streben nach Gesundheit.“ In: Gugerli, David et. al (Hrsg.): *Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissenschaft*. Zürich, S. 163.

¹⁸ Han Byung C. (2010): *Müdigkeitsgesellschaft*. Berlin, S. 9.

Andrea Newerla

Alles ist machbar! Über den Versuch, die *conditio humana* zu überwinden

„Der menschliche Körper funktioniert wie ein Bankkonto: Man muss rechtzeitig einzahlen“, berichtet die Süddeutsche Zeitung am 21.02.2013.¹ Vorgestellt wird hier eine Hundertjährigen-Studie, laut derer jeder Mensch alt werden, aber nicht alt sein will – im Sinne von gebrechlich, schwach oder evtl. sogar dement. Aus diesem Grund haben sich weltweit Wissenschaftler_innen auf die Suche nach *den* Faktoren gemacht, die eine Langlebigkeit beeinflussen können. Interessant sind die Antworten, die sie bei ihrer Suche gefunden haben zu meinen: „Wer 100 wird, ist in der Regel optimistisch durchs Leben gegangen und hat Spaß an sozialen Kontakten. Wahrscheinlich war er auch aktiver als seine Altersgenossen, sowohl körperlich als auch geistig.“² Der Mensch hat es also selbst in der Hand, ob er fit bis ins hohe Alter bleibt oder nicht. Wenn er alles richtig macht, kann der Mensch „erfolgreich altern“.³ Hinter dieser Botschaft verbirgt sich noch etwas anderes – ein Heilsversprechen, welches sich über das Christentum herausbilden konnte. Die Einlösung dieses Versprechen liegt jedoch heute nicht mehr in der ‚Hand Gottes‘, sondern die Menschen selbst sind es, die zu Lebzeiten an diesem Heil arbeiten sollen. Dieser Artikel wird sich im Besonderen dem Phänomen des Machbaren widmen, um auf diese Weise Subjektivierungs- und Herrschaftsprozesse herauszuarbeiten. Dabei gilt es jedoch nicht zu verzweifeln, sondern die eigene Handlungsfähigkeit zurückzugewinnen.

Subjektwerdung und Machtspiele

In einem ersten Schritt wird auf die spezifischen historisch-gesellschaftlichen Prozesse europäischer Gemeinschaften eingegangen. Besonders geeignet hierfür sind die ausführlichen Beschreibungen und theoretischen Werkzeuge des französischen Philosophen und Historikers Michel Foucault. Ihm zufolge sind die gesellschaftlichen Veränderungen der Gegenwart – vor allem die Verbreitung einer globalen Ökonomisierung – nicht allein als Rückzug des (Sozial-)Staates zu verstehen, die leicht durch weitere (Kapital-)Subventionen wieder in einen ‚ursprünglichen‘ Zustand zurückzuführen seien. Es sind vielmehr gesellschaftliche und historische Prozesse, die auf einen Wandel der Regierungsrationalitäten⁴ deuten. Dieser Wandel hat eine Umorganisation der Regierungstechniken nach sich gezogen, „die die Führungskapazitäten vom Staat weg auf »verantwortliche« und »rationale« Individuen verlagern“⁵. Außerdem hat die Weiterentwicklung des Liberalismus das Verhältnis zwischen Staat und Ökonomie gravierend verändert: Der Markt wurde zunehmend „zum organisierenden und regulierenden Prinzip des Staates“⁶.

Den modernen (westlichen) Staat begreift Foucault in erster Linie nicht als institutionell-administrative Struktur, sondern als eine „verwickelte Kombination von Individualisierungstechniken und Totalisierungsverfahren

innerhalb ein und derselben Struktur⁷. Es ist nicht der Staat, der sich dieser Techniken bedient, sondern der Staat selbst wird zur *Regierungstechnik*. Um zu verdeutlichen, dass es sich hier um eine andere Form von Macht handelt, die weder repressiver noch juridischer Art ist, führt Foucault den Begriff des *Gouvernement* ein:

Im Grunde ist Macht weniger von der Art der Konfrontation zweier Gegner oder der Verpflichtung des einen gegenüber dem anderen, als von der des »Gouvernement«. Man muss diesem Wort die sehr weite Bedeutung lassen, die es im 16. Jahrhundert hatte. Es bezog sich nicht nur auf politische Strukturen und auf die Verwaltung der Staaten, sondern bezeichnete die Weise, in der die Führung von Individuen oder Gruppen gelenkt wurde: Regiment der Kinder, der Seelen, der Gemeinden, der Familien, der Kranken.⁸

Auf diese Weise wird es möglich, den Staat als eine Verbindung von Regierungspraktiken zu begreifen. Seine Praktiken zielen auf die Lenkung und Führung von Individuen und Gruppen bzw. Kollektiven. Dem liegt die historische Annahme zugrunde, dass der moderne (westliche) Staat das Resultat einer komplexen Verbindung politischer und pastoraler Machttechniken ist und dass vor allem die pastoralen Techniken der Führung bestimmte Formen der Subjektwerdung herausarbeiten konnten.⁹ Denn bereits im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts erfuhren die Führungstechniken und Subjektivierungsformen, die im Christentum ihren Ursprung haben, eine Ausweitung und Säkularisierung. Seither geht es nicht mehr darum, die Menschen zur Erlösung in eine andere Welt nach dem Tode zu führen, sondern ihnen das ‚Heil auf Erden‘ zu sichern. Das Heilsversprechen ist nun gleichbedeutend mit

Gesundheit, Wohlergehen, Sicherheit, Glück etc.¹⁰

Über die Einführung des Begriffs der Gouvernamentalität gelingt Foucault eine wichtige Differenzierung von Herrschafts- und Selbsttechnologien. Erstere zielen auf die Bestimmung des Verhaltens von Individuen und ihrer Unterwerfung. Im Mittelpunkt dieser Technologien steht die Selbstsorge, die an dem medizinischen Modell ‚Sei dein eigener Arzt‘ orientiert ist. Die Individuen sollen mit den eigenen Mitteln (z.B. über gesunde Ernährung oder den Verzicht auf das Rauchen) bestimmte Ziele erreichen. Die Selbstsorge wird zur ständigen Selbstprüfung und „das eigene Leben (...) zum Gegenstand eines administrativen Blicks und eines buchhalterischen Kalküls“.¹¹

Der Begriff der Selbsttechnologien erlaubt es nun, die Beziehung zwischen Herrschafts- und Selbsttechnologien zu untersuchen, da die Analyse der Technologien des Selbst aufzuzeigen im Stande ist, wie die Technologien des Selbst an Regierungsziele gekoppelt werden. Diese Unterscheidung dient zur Verfeinerung und Erweiterung der Untersuchung der Machtmechanismen. Regierung bezieht sich in diesem Sinne nicht auf die Unterdrückung von Subjektivität, sondern „vor allem auf ihre »(Selbst-)Produktion«, oder genauer: auf die Erfindung und Förderung von Selbsttechnologien, die an die Regierungsziele gekoppelt werden können“.¹² Die Machtausübung entfaltet ihre Wirksamkeit nicht allein über Verbote bestimmter Handlungsoptionen, sondern auch und gerade durch eine weiche, liberale Macht (Gouvernamentalität), die einzelnen Subjekte zu bestimmten Handlungen zu bewegen. Durch diese Perspektive wird die Machtanalytik Foucaults auf besondere Weise erweitert: Die Förderung von Handlungsoptionen kann nicht von der Förderung des freien Gebrauchs dieser Optionen getrennt werden, so dass sich die

Freiheit zum Handeln auch in einen Zwang zum Handeln (bzw. zum Entscheiden) verwandelt. Die Wahl der Handlungsoptionen erscheint dem Individuum als *freie Wahl*. Aus diesem Grund haben die selbstverantwortlichen Subjekte die Folgen ihres Handelns auch selbst zu tragen. Das liberale Regime gibt ihnen also nicht mehr Freiheit, sondern „es organisiert eher ein Management der Freiheit“¹³ um sie herum.

In diesem Sinne ist *Regierung* „die Kunst, Macht in der Form und nach dem Vorbild der Ökonomie auszuüben“¹⁴, mit der Folge, dass sich die Grundlage des Regierens verschiebt. Während vormals die Freiheit der Individuen die Bedingung für eine Regierung war, verändert sich nun das Prinzip der Freiheit zu einer „künstlich arrangierten Freiheit: dem unternehmerischen Verhalten der ökonomisch-rationalen Individuen“¹⁵. Der Gegenstandsbe-
reich des Ökonomischen verschiebt sich seither systematisch und erweitert sich umfassend. Die menschliche Existenz erhält eine unternehmerische Form und jeder Mensch soll zum unternehmerischen Selbst werden.¹⁶ Der kategorische Imperativ der kapitalistischen Gesellschaft ist: Handle unternehmerisch! Dadurch kann sich das Subjekt dem Tätigsein nicht entziehen, denn es soll handlungsfähig, verantwortlich und kreativ sein. Das Untätigsein hingegen ist aus der Vorstellungswelt des modernen Individuums verschwunden. Diese Entwicklung befördert die Entfaltung unterschiedlichster Regierungsdispositive¹⁷, wie im Folgenden näher beleuchtet wird.

Die Devise lautet: Störungen eliminieren!

Die oben beschriebenen Selbsttechniken, die moderne Individuen frühzeitig erlernen,¹⁸ sind Ausdruck des Versuchs, die menschliche Bedingtheit – die *conditio humana* – zu überwinden. Verschiedenste Techniken des Selbst, wie

Foucault sie historisch herausarbeiten konnte, dienen neben anderen Machttechniken der Beherrschung der ‚menschlichen Natur‘¹⁹. Dabei spielen Regierungsdispositive, die jegliche ‚problematische‘ Entwicklung in eine machbare und regulierbare Managementaufgabe verwandeln, eine zentrale Rolle in modernen, (neo-)liberalen Gesellschaften: Die Beherrschbarkeit jeglichen Lebens – und vor allem des menschlichen – steht im Zentrum des Gouvernement und seiner Machtstrategien. Wirksam sind Regierungsdispositive deshalb, weil sie auf das Glücksverlangen – das Heilsversprechen – der Menschen eingehen. Gerade dadurch werden die Dispositive besonders machtvoll: „Daß es dieses [Glücks-]Verlangen in einen abgetrennten Bereich einschließt und subjektiviert, verleiht dem Dispositiv seine besondere Macht.“²⁰

Neu in Erscheinung tretende Phänomene, wie *das vermehrte Auftauchen von Altersdemenzen*, werden vom Gouvernement als existenzielle Bedrohung wahrgenommen, weil sie das Heilsversprechen gefährden. Das Gouvernement antwortet mit biopolitischen²¹ Maßnahmen, um es auf diese Weise zu einem *regulierbaren und kalkulierbaren* Ereignis – zu einer Managementaufgabe – werden zu lassen. Dabei spielt das moderne, tätige Subjekt eine wichtige Rolle, welches über Selbstmanagementstrategien frühzeitig zum Handeln bereit ist: Demenz-Frühdagnostiken beispielsweise haben heute Hochkonjunktur. In der Folge kommt es zu einer Verlagerung der Verantwortlichkeiten. Denn sind die Subjekte nicht bereit frühzeitig – d.h. präventiv – ihr Handeln zu verändern, indem sie nach Gehirn-jogging und anderen Methoden greifen, sind sie es, die am Ende die Verantwortung für ihr Nichthandeln tragen müssen. Die Erfüllung ihres Heils liegt demnach in ihrer eigenen Hand.

Sind die Subjekte z.B. durch eine weit fortgeschrittene Demenz nicht mehr imstande, ihre Managementaufgaben – genauer gesagt ihre Selbstverwaltung – selbstständig durchzuführen, greifen andere Machttechniken. Eine wichtige Technik ist hier die Disziplin, die beispielsweise in der Pflege von Menschen mit Demenz unter Mitwirkung anderer Führungstechniken (wie dem Emotionsmanagement der Pflegekräfte) die Organisation und Durchführbarkeit – also das Management – der Pflege realisiert.²² *Disziplin* ist Foucaults Analysen zufolge weniger darauf ausgerichtet, bestimmte Handlungen zu unterdrücken bzw. zu verhindern. Ihr Ziel ist viel mehr die Hervorbringung von Aktivitäten und „die Steigerung der Herrschaft eines jeden einzelnen über seinen Körper“²³. Über vielfältige Zugriffe auf den menschlichen Körper wird zum einen die Vermehrung des (ökonomischen) Nutzens angestrebt, zum anderen dienen sie auch der „individuellen und kollektiven Bezwingung der Körper“²⁴. Die Disziplin wirkt sehr differenziert und präzise auf Körper ein, sie „ist die spezifische Technik einer Macht, welche Individuen sowohl als Objekte wie als Instrumente behandelt und einsetzt“²⁵. Techniken der Disziplin unterwerfen Individuen der hierarchischen Überwachung²⁶, der normierenden Sanktion²⁷ und der Prüfung, welche die Überwachung und die Normierung in einem Verfahren kombiniert. Die Disziplin weist demnach einen Doppelcharakter auf: Auf der einen Seite sind die Techniken der Disziplin darauf ausgerichtet, Individuen in durchrationalisierte Verhaltensabläufe einzufügen und sie dabei einem objektivierenden Blick – dem der Standardisierung – zu unterziehen, der sie qualifiziert und klassifiziert. Auf der anderen Seite wird im Prozess der Disziplinierung zugleich eine Individualität über den detaillierten Zugriff auf eine Person hergestellt. In der Altenpflege wird beispielsweise mit Hilfe aus-

führlicher und sich immer stärker ausbreitender Dokumentationstechniken aus jedem Individuum ein Fall, der einerseits Gegenstand der Erkenntnis ist und andererseits so zur Zielscheibe der Macht wird: Durch Dokumentationen, Messungen, Kontrollen und Beobachtungen werden alte, kranke und schwache Menschen klassifiziert und in Pflegestufen eingeteilt. Sie erhalten die ihrer Pflegestufe entsprechenden Maßnahmen, welche wiederum kontrolliert und überwacht werden müssen, um die ‚Qualität‘ der Pflege zu sichern.²⁸ Über Qualitätssicherungssysteme sowie standardisierte Programme und Pflegekonzeptionen wird in der Altenpflege versucht, Leid, Gebrechen und Sterben in etwas Managebares und Kalkulierbares zu verwandeln. Nichts soll dem Zufall überlassen werden, nichts darf ungeplant eintreten.

Allerdings erschüttern gerade die Begegnungen mit Menschen, die von einer Demenz betroffen sind, das institutionelle Management der Versorgung: Unplanbare und unvorhersehbare Situationen sind heute an der Tagesordnung in den Einrichtungen der Altenpflege.²⁹ Beispielsweise ‚stören‘ Menschen mit Demenz häufig den straff durchgeplanten Nachtdienst, wenn sie statt zu schlafen in die Zimmer anderer Bewohner_innen gehen und diese aufwecken. Plötzlich wollen mehrere Bewohner_innen gleichzeitig etwas von der einen Pflegekraft, die gerade im Dienst ist. Oder Menschen mit Demenz gefährden den Ablaufplan der Pflegekräfte, wenn sie – auf der Suche nach etwas Vertrautem – aus den Pflegeheimen flüchten. Geschieht dies nachts, stehen Pflegekräfte vor einem großen Dilemma, da sie die anderen Bewohner_innen nicht einfach allein zurücklassen können, um die flüchtende Person zu finden.

Die Antworten, die gegenwärtig eher schlecht als recht gefunden werden, können sich nicht

von dem Gedanken des Machbaren, des Managebaren lösen. Vielleicht ist aber eine der wichtigsten Lehren, die aus der Begegnung mit Menschen mit Demenz gezogen werden kann: Es gibt nicht für alles eine Lösung. Vielleicht ist es sogar notwendig zu sagen, dass wir nicht immer für alles eine Lösung suchen dürfen. Denn es gibt Dinge, die uns begrenzen, die uns zeigen, dass wir uns nicht lösen können von der *conditio humana*, von der Bedingtheit des menschlichen Seins. Vielmehr müssen wir akzeptieren, dass das Leben der Menschen auch durch Leid und Unvollkommenheit geprägt ist. Eine Spurensuche zeigt, dass *Leid* das Gegenteil von Tätigkeit ist und seinen Grund in einem anderen Wesen hat. Das Leid berührt unser Innerstes, unsere Seele: Wir *erleiden* etwas.³⁰ Mit der Herausbildung des modernen Individuums, welches über Techniken der Führung sein Leben steuert und organisiert, wurde Leid bzw. Erleiden als etwas Störendes wahrgenommen.³¹ Denn etwas zu erleiden liegt außerhalb der menschlichen Handlungsmöglichkeiten, das Individuum kann darauf wenig Einfluss nehmen. Etwas zu erleiden verdammt zur Untätigkeit. An technischen Lösungen, diese Untätigkeit zu überwinden, ist bereits fleißig gearbeitet worden. Über Emotionsmanagementstrategien, Neuro-Enhancement-Produkte, terminale Sedierung und anderen Techniken sollen „Störungen“ wie Leid, Schmerz, Sterben und andere „negative Aspekte“ des menschlichen Lebens endgültig eliminiert werden.

Ausblick: Über den Versuch, Regierungsdispositive zu entschärfen

Gegenwärtig manifestieren sich Herrschaftsverhältnisse über Formen der Subjektwerdung und anderer Machtspiele, wie sie bereits weiter oben unter dem Begriff des *Gouvernements* beschrieben wurden. Um diese Entwicklung

erfahrbar bzw. erfassbar zu machen und sie somit ein Stück weit aufzubrechen, ist eine Entschärfung der Regierungsdispositive notwendig. Mit dem italienischen Philosophen Giorgio Agamben argumentiert, muss es um eine *Rückaneignung* dessen gehen, was Dispositive unterschiedlichster Art dem Leben der Menschen entzogen haben. Dazu greift dieser auf das Konzept der *Profanierung*³² zurück:

*Die Frage der Profanierung der Dispositive – das heißt des Verfahrens, mittels dessen das, was in ihnen gefangen und abgesondert wurde, dem allgemeinen Gebrauch zurückgegeben wird – ist deshalb umso dringlicher. Um sie richtig stellen zu können, müssen jene, die sie sich zu eigen machen, in der Lage sein, sowohl in die Subjektivierungsprozesse als auch in die Dispositive einzugreifen, um jenes Unregierbare zum Vorschein zu bringen, das zugleich Anfang und Fluchtpunkt jeder Politik ist.*³³

Profanierung ist ein Gegendispositiv, welches Aspekte des Lebens dem freien Gebrauch der Menschen zurückgeben soll. Um konformes Handeln im Sinne der Regierungsdispositive – und somit der Herrschaft – abzuschwächen, müssen sich die Subjekte ihrer Eingebundenheit in Subjektivierungsprozesse und anderer Führungstechniken sowie ihrer menschlichen Begrenztheit bewusst werden. In einem weiteren und durchaus schwierigen Schritt wäre zu akzeptieren, dass das Leben kein Planspiel oder Managementprojekt ist, sondern es zur *Lebendigkeit* des Lebens gehört, Unwägbarkeiten zu erfahren und bewusst unkonform zu handeln.

Anmerkungen:

¹ Vgl. Habekuß, Fritz (2013): *Das Geheimnis der 110-Jährigen*. In: Süddeutsche Zeitung, 21.02.2013, Nr. 44, S. 14.

² Ebd.

³ Ebd.

⁴ Foucault verwendet einen sehr weit gefassten Regierungsbegriff: Mit dem Konzept der Gouvernamentalität (die Regierung betreffend) arbeitet er Handlungsformen und Praxisfelder heraus, die in vielfältiger Weise die Handlungen von Individuen und Gruppen von Menschen lenken bzw. steuern. Thomas Lemke zufolge erfüllt das Konzept der Gouvernamentalität einen wichtigen Beitrag für das Verständnis der Macht bei Foucault. Zum einen vermittelt es zwischen Macht und Subjektivität, zum anderen ermöglicht es die Analyse der engen Beziehung zwischen Machttechniken und Wissensformen. Durch diese Perspektive wird es nun möglich, nicht allein Zwang, sondern auch Freiheit und konsensbildende Handlungen zum Gegenstand der Analyse der Machtverhältnisse werden zu lassen. Vgl. dazu Lemke, Thomas (2008): *Gouvernamentalität und Biopolitik*. Wiesbaden.

⁵ Ebd., S. 57.

⁶ Lemke, Thomas; Krasmann, Susanne; Bröckling, Ulrich (2000): *Gouvernamentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt a. M., S. 7-40, hier S. 15.

⁷ Foucault, Michel (2005): *Die Macht der Psychiatrie*. Frankfurt a. M., S. 277.

⁸ Foucault, Michel (1987): *Das Subjekt und die Macht*. In: Dreyfus, Hubert L.; Rabinow, Paul (Hrsg.): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt a. M., S. 241-261, hier S. 255.

⁹ Vgl. Lemke, *Gouvernamentalität und Biopolitik*, a. a. O., S. 36.

¹⁰ Vgl. zu den pastoralen Machttechniken auch Foucault, *Das Subjekt und die Macht*, a. a. O.

¹¹ Balke, Friedrich (2008): *Selbstsorge/Selbsttechnologie*. In: Kammler, Clemens; Parr, Rolf; Schneider, Ulrich J. (Hrsg.): Foucault Handbuch. Leben-Werk-Wirkung. Stuttgart, S. 286-291, hier S. 290.

¹² Lemke, Krasmann, Bröckling, *Gouvernamentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, a. a. O., S. 29.

¹³ Gehring, Petra (2008): *Vorlesungen zu Staat/Gouvernamentalität*. In: Kammler, Clemens; Parr, Rolf; Schneider, Ulrich J. (Hrsg.): Foucault Handbuch. Leben-Werk-Wirkung. Stuttgart, S. 149-158, hier S. 155.

¹⁴ Foucault, Michel (2000): *Die »Gouvernamentalität«*. In: Bröckling, Ulrich; Krasmann, Susanne; Lemke, Thomas (Hrsg.): *Gouvernamentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt a. M., S. 41-67, hier S. 49.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Bröckling, Ulrich (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt a. M.

¹⁷ Ein Dispositiv ist Foucault zufolge ein Netz, welches sich zwischen einer Gesamtheit unterschiedlicher Elemente wie Alltagsdiskurse, Praktiken, Institutionen, Architektur, Gesetze etc. bildet, dessen Zielsetzung eine konkret *strategische Funktion* hat, um auf eine historisch spezifische Situation zu antworten, diese regierbar, kontrollierbar und verwaltbar zu machen. Agamben erweitert und verallgemeinert den Foucaultschen Begriff. Vgl. dazu Agamben, Giorgio (2008): *Was ist ein Dispositiv?* Zürich/Berlin.

¹⁸ Vgl. dazu den Beitrag von Michaela Fink in dieser Ausgabe.

¹⁹ Mit dem Aufkommen der Aufklärung entstand die Idee der Beherrschung der Natur, um „den Menschen aus dem Zwang blinder Notwendigkeiten [zu] befreien und damit zum Souverän der gesamten Welt [zu] machen“. Aus Hetzel, Andreas (2011): *Dialektik der Aufklärung*. In: Klein, Richard; Kreuzer, Johann; Müller-Doohm, Stefan (Hrsg.): *Adorno-Handbuch. Leben-Werk-Wirkung*. Stuttgart, S. 389-397, hier S. 390.

²⁰ Ebd., S. 31.

²¹ Unter Biopolitik verstehe ich in Bezug auf Foucault eine spezifisch moderne Form der Machtausübung, eine Kunst der Menschenführung, die sich an der Bevölkerung als neue politische Figur orientiert. Die sich herausbildenden Sicherheitstechniken dienen dazu, die stets von neuem bedrohte »Natur« der Bevölkerung zu sichern und zu schützen. Ihre

Aufgabe sind also die Verteidigung der Bevölkerung vor den eigenen Gefahren (Epidemien, Seuchen, Überalterung etc.), um schließlich das Gleichgewicht des Ganzen nicht zu gefährden. Foucault greift den Begriff der Biopolitik auf, um einen historischen Prozess zu rekonstruieren, in dem das *Leben* als Gegenstand politischer Strategien auftaucht. Vgl. dazu Foucault, Michel (2006): *Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II*. Frankfurt a. M.

²² Vgl. dazu Newerla, Andrea (2012): *Verwirrte pflegen, verwirrte Pflege? Handlungsprobleme und Handlungsstrategien in der stationären Pflege von Menschen mit Demenz – eine ethnographische Studie*. Berlin.

²³ Foucault, Michel (1994): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a. M., S. 176.

²⁴ Ebd., S. 219.

²⁵ Ebd., S. 220.

²⁶ Die Durchsetzung der Disziplin erfordert die Errichtung eines zwingenden Blickes mittels Techniken des Sehens (Beobachtung) und des Sichtbarmachens (Dokumentation). Die hierarchische Überwachung erfasst die Tätigkeiten der Menschen durch ein Beziehungsnetz von oben nach unten und teilweise auch von unten nach oben. Vgl. dazu Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, a. a. O.

²⁷ Die Disziplinarstrafe hat die Aufgabe, mit einem System von Vergütungen/Sanktionen und Dressur/Besserung, Abweichungen zu reduzieren. Sie wirkt hauptsächlich korrigierend. Mit der Disziplinarmacht kommt auch die Macht der Norm zum Durchbruch: Sie wirkt individualisierend, weil sie Abstände misst, Niveaus bestimmt, Besonderheiten fixiert und Unterschiede aufeinander abstimmt, wie es auch die Instrumente der Pflegeversicherung tun. Vgl. zur Norm Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses* und Foucault, Michel (1976): *Mikrophysik der Macht. Über Straffjustiz, Psychiatrie und Medizin*. Berlin.

²⁸ Vgl. dazu Newerla, *Verwirrte pflegen, verwirrte Pflege? Handlungsprobleme und Handlungsstrategien in der stationären Pflege von Menschen mit Demenz – eine ethnographische Studie*, a. a. O. Zur Fokussierung der Pflege auf körperliche Prozesse

vgl. den weiteren Beitrag von Andrea Newerla in dieser Ausgabe.

²⁹ Ebd., S. 158-174.

³⁰ Vgl. Rehfus, Wulff D. (2003): *Handwörterbuch Philosophie*. Göttingen.

³¹ Vgl. dazu den Beitrag von Charlotte Jurk in dieser Ausgabe.

³² Agamben, Giorgio (2005): *Profanierungen*. Frankfurt a. M.

³³ Agamben, *Was ist ein Dispositiv?*, a. a. O., S. 41.

Daniela Dohr

Sinn und *conditio humana*

Conditio humana, die Bedingung des Menschseins, lässt an die unterschiedlichsten Gegensatzpaare denken: Leben und Tod, Liebe und Hass, Freude und Trauer, Gesundheit und Krankheit, Glück und Leid. Genau wie die *conditio humana* selbst, sind auch diese Gegensatzpaare unabänderlicher Bestandteil unseres Lebens. Sie gehören zum Leben. Die Begrenzungen menschlicher Existenz geraten allerdings in unserer heutigen Gesellschaft zunehmend ins Wanken. Doch nicht nur in der westlichen Gesellschaft sind diese Entwicklungen sichtbar, auch in vielen sogenannten Entwicklungsländern treten diese Phänomene aufgrund zunehmender Verwestlichung immer häufiger in Erscheinung. Kann also in der heutigen Welt überhaupt noch von Bedingungen und Begrenzungen menschlicher Existenz gesprochen werden oder gehören diese bereits der Vergangenheit an? Leben und Tod sind Bedingungen menschlicher Existenz, in denen ein jeder sich zurechtfinden muss. Sie entziehen sich weitgehend der technischen Kontrolle. Allerdings scheinen Begriffe wie Wachstum, Konsum, Selbstoptimierung, Medikalisierung und Pränataldiagnostik diese Grenzen aufzuweichen – Grenzen des Lebens und des Wachstums.

Conditio humana: nur ein weiterer Überfluss in einer von Überfluss geprägten Gesellschaft? Nicht nur in den Medien und der Werbung, sondern auch von PolitikerInnen werden Forderungen nach Wachstum und Konsum ausgerufen. Dem gegenüber stehen seit Jahrzehnten

Mahnungen und Forderungen von WissenschaftlerInnen, vom Wachstumsmodell abzuweichen. So belegen Erkenntnisse aus Forschungsstudien der Organisation Club of Rome über die letzten 40 Jahre hinweg, dass die Übernutzung der Ökosysteme zu einem drohenden Kollaps führen wird, wenn nicht vom Wachstumsmodell abgerückt wird.¹ Auch der Philosoph und Theologe Ivan Illich (1998) beschäftigt sich in seinem gleichnamigen Werk mit dem Thema *Selbstbegrenzung*². Darin spricht sich Illich für eine Begrenzung des Wachstums aus ökologischen Motiven und vor allem der Autonomie des Individuums wegen aus, damit es die Fähigkeit zur Selbstbestimmung nicht verliere, die er durch die zunehmende Institutionalisierung und der steigenden Zahl von Experten bedroht sieht.³ Als Kernprobleme sehen die Wissenschaftler des Club of Rome die Umweltverschmutzung, die Nahrungsmittelproduktion, das Bevölkerungswachstum, die Industrialisierung, die Überfischung der Weltmeere und die Ausbeutung natürlicher Rohstoffe, aber auch eine weltweit steigende soziale Ungleichheit. Allein in Deutschland hat sich diese innerhalb der letzten Jahrzehnte gravierend verschärft. So verweist etwa der Soziologe Stefan Hradil (2012) auf folgende Entwicklung:

[Es] ergibt sich ein Bild fast flächendeckend wachsender Ungleichheit. Die Erlangung einer respektablen und einträglichen Berufsposition wird immer mehr zu einer Frage der Qualifikation.

*Kinder aus unteren sozialen Schichten und aus Migrantenfamilien haben nach wie vor geringe Chancen, eine marktgängige Qualifikation zu erreichen. Die absoluten Aufstiegsbarrieren wachsen, insbesondere was den Aufstieg von den unteren in die mittleren Schichten betrifft. Die Wirtschaftselite rekrutiert sich in wachsendem Maße aus oberen Schichten.*⁴

Die sprichwörtliche Schere zwischen Arm und Reich geht immer mehr auseinander. Als zentrale Ursachen macht Hradil die Globalisierung sowie die gestiegenen Anforderungen durch die Dienstleistungs- und Informationsgesellschaft verantwortlich.⁵

Der Neurologe und Psychiater Victor E. Frankl verweist in seinem Werk *Das Leiden am sinnlosen Leben* (1985) auf eine, wie er sagt, existentielle Frustration einer ganzen Generation:

*[D]er typische Patient von heute leidet nicht mehr so sehr wie zur Zeit von Adler [Arzt und Psychotherapeut, Begründer der Individualpsychologie, Anm. der Autorin] an einem Minderwertigkeitsgefühl, sondern an einem abgründigen Sinnlosigkeitsgefühl, das mit einem Leeregefühl vergesellschaftet ist.*⁶

Eine der Ursachen für dieses Gefühl der Inhaltslosigkeit ihre eigene Existenz betreffend sieht der Begründer der „Logotherapie“ Victor E. Frankl in der Lossagung von Tradition und dem Verlust eines Sinns im Leben. Der Mensch habe seine Orientierung verloren und dies obwohl – oder gerade weil – seine Grundbedürfnisse befriedigt seien. Er zieht hierbei eine Studie heran, die sich mit den Ursachen von Selbstmordversuchen (mit nichttödlichem Ende) bei Studierenden der Idaho State University befasst hat. Hiernach hat die Ursachen-

analyse zu folgenden Ergebnissen geführt: 85 Prozent der Befragten gaben an, in ihrem Leben keinen Sinn mehr gesehen zu haben. 95 Prozent aller Befragten waren allerdings psychisch und physisch gesund, hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen und sozialen Lage gut aufgestellt und sie erbrachten zufriedenstellende Leistungen in ihrer akademischen Laufbahn.⁷ Wie also ist ihr Leiden am Leben zu erklären? Nach Ansicht des humanistischen Psychologen Abraham Harold Maslow (1970) strebt der Mensch nach Bedürfnisbefriedigung. Maslow formulierte eine Motivationstheorie, in der menschliche Bedürfnisse (beginnend mit den physiologischen Bedürfnisse wie Hunger und Durst, das Bedürfnis nach Sicherheit, nach Bindung, nach Wertschätzung, kognitive Bedürfnisse, ästhetische Bedürfnisse, das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung und zuletzt das Bedürfnis nach Transzendenz) innerhalb einer sogenannten Bedürfnishierarchie stufenweise abgebildet sind. Maslow unterscheidet dabei zwischen „primitiven“ und „fortgeschrittenen“ (Streben nach Sinn und Transzendenz) Bedürfnissen. Die Befriedigung der Bedürfnisse einer jeden Stufe sei notwendig, um die nächste Stufe erreichen zu können.⁸ Dies bedeute aber auch, dass die Befriedigung der „niedrigeren“ also „primitiven“ Bedürfnisse die Bedingung ist, damit die „höheren“ also „fortgeschrittenen“ Bedürfnisse befriedigt werden können und ein Streben nach Sinn erst dann aufkäme, wenn die „niedrigeren“ Bedürfnisse befriedigt sind.⁹ Frankl entgegnet dem, dass die Frage nach dem Sinn des Lebens sich aber häufig dann stelle, wenn es den Menschen am schlechtesten gehe, wie beispielsweise bei sterbenden Menschen oder bei Menschen, die Konzentrations- und Kriegsgefangenenlager überlebt haben.¹⁰ Dies meint demnach, dass nicht nur die Befriedigung der „niedrigeren“ Bedürfnisse zu der Frage nach dem Sinn und dem Streben nach Sinn führt, sondern dass die

Sinnfrage sowohl durch die Frustration der „niedrigeren“ Bedürfnisse motiviert wird, wie auch durch deren Befriedigung selbst. Damit stellt Frankl einen direkten Bezug zur so genannten Überflussgesellschaft her, die keines der Maslow'schen Grundbedürfnisse unbefriedigt gelassen, aber dennoch ein „existentielle[s] Vakuum“ geschaffen habe, weil sie „eben nur Bedürfnisse befriedigt, aber nicht den Willen zum Sinn erfüllt“¹¹. In dem oben angeführten vermeintlichen Widerspruch sieht Frankl eine Bestätigung seiner Hypothese, dass der Wille zum Sinn eine Motivation „sui generis“¹² darstelle, die sich weder auf Bedürfnisse zurückführen noch von ihnen herleiten lässt. Dies meint, dass das Menschsein, die *conditio humana*, über sich selbst hinausgeht, nämlich ausgerichtet auf einen Sinn, der zur Transzendenz führe. Hingabe an etwas oder an jemanden als eine notwendige Bedingung zur Menschwerdung und schließlich zur Selbstverwirklichung? Die Sinnfindung ist demnach für den Menschen etwas existentiell Notwendiges.

Wenn *conditio humana* als Bedingung des Menschseins verstanden wird, stellt sich die Frage, inwiefern die *conditio humana* durch die vorab angeführten Bedürfnisse und dadurch entstandenen Gewohnheiten auch verändert werden kann oder bereits verändert wurde. Ivan Illich (1993) beschreibt den Terminus der „Bedürfnisse“¹³ als sozial konstruiert und als eine in der Sache stets unbefriedigte Erscheinung. Vor allem der Einfluss von Bedürfnissen auf die menschliche Natur und die Natur im Allgemeinen habe beide zu einer Negativität hin modifiziert: „Diese Bedürfnisse haben die menschliche Natur umgeformt, den *homo sapiens*, im Denken und Fühlen, zum *homo miserabilis* gemacht. Die Idee der »Grundbedürfnisse« ist vielleicht die schlimmste Hinterlassenschaft des Entwicklungsden-

kens.“¹⁴ Illich sieht in der Geschichte des Menschen eine Entwicklung des Menschen zum „Bedürftige[n]“¹⁵, dessen Entstehen er nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ansiedelt. Jahrtausende zuvor sei das Leben der Menschen bestimmt gewesen durch Bedingungen, wie er sagt, Unabänderlichkeiten, denen die Menschen unterworfen waren: entweder durch die Gemeinschaft oder durch die Herrschaft des Notwendigen:

[I]n jeder Lebensweise hatte das Menschsein seine besonderen Rahmenbedingungen, war bestimmt durch die Hacke oder die Spindel, durch Werkzeuge aus Holz, Bronze oder Eisen. [...] Sie waren erfüllt von Angst und Ehrfurcht, sie erlebten Schrecken und Verzückung, sie fürchteten das Unbekannte nach dem Tod, aber es sieht nicht so aus, als hätte die verblichene Hälfte der Menschheit etwas gekannt, das sich mit dem vergleichen ließe, was uns unter der Bezeichnung <Bedürfnis> als selbstverständlich gilt. [...] Sie leben länger, aber [...] ein erheblicher Teil der Menschen [ist] falsch ernährt und bei schlechter Gesundheit. Die Mehrheit [...] findet es selbstverständlich, von Gütern und Dienstleistungen abhängig zu sein; man nennt diese Abhängigkeit <Bedürfnisse>. Innerhalb der Lebensspanne nur einer Generation ist der bedürftige Mensch – homo miserabilis – zum Normalfall geworden.“¹⁶

Diese Bedingungen, die *conditio humana*, scheinen vergangen und abgelöst von Bedürfnissen: „Einst waren Mangel und natürliche Beschränkung selbstverständlicher Bestandteil der menschlichen Existenz, heute gelten sie als Übel, die man bekämpfen muss.“¹⁷ In einigen, weitgehend traditionell-subsistenzorientierten Gesellschaften sind Grenzen noch sehr deut-

lich. Betrachtet man beispielsweise die kleinbäuerliche Landwirtschaft im Norden Namibias, können die Begrenzungen kleinbäuerlicher Lebenswelten plötzlich sehr klar werden: Lokales Saatgut, welches vornehmlich von Kleinbäuerinnen jedes Mal bei der Ernte sorgfältig ausgewählt und bis zur nächsten Aussaat verwahrt wird, um es wieder aussäen zu können, ist nicht nur in der Kultur der Kleinbäuerinnen und Kleinbauern fest verankert, sondern entscheidet maßgeblich über die Ernährungssouveränität der gesamten Familie. Darüber hinaus trägt es zum Erhalt sozialer Beziehungen bei und spielt demnach eine wichtige Rolle für die soziale Gemeinschaft. Beispielsweise liegt in der Kultur und Tradition der Bäuerinnen und Bauern begründet, Saatgut nicht zu kommodifizieren. In diesem Sinne wird es kostenlos abgegeben, an die Familie, an Freunde, Nachbarn und Bedürftige. Dies stellt vor allem für marginalisierte Haushalte eine entscheidende Unterstützung zur Lebenssicherung dar. Veränderungen sind allerdings auch hier spürbar. So sind kleinbäuerliche Landwirtschaft und lokales Saatgut durch vielfältige Modernisierungs- und Globalisierungsprozesse bedroht. Moderne Phänomene wie die Einführung modernen Saatgutes (durch professionelle Züchtung verbessertes Saatgut) welches monetär erworben werden muss, der Klimawandel, HIV/AIDS, Arbeitsmigration, Urbanisierung und Landflucht sowie die Erosion sozialer Strukturen verändern die Traditionen und die Lebenswelt der Kleinbauern nachhaltig.¹⁸

In dem Verlust von Tradition und dem Verschwinden von Gegebenheiten, die zur Orientierung verhelfen, sieht Illich den Übergang von Wünschen zu Bedürfnissen begründet, und damit auch die Verlagerung eines an übernatürlichen Phänomenen und religiös orientierten Weltbildes hin zu einer am Subjekt und seinen

Bedürfnissen orientierten Weltsicht. Eine weitere Verschiebung sei die von der Hoffnung zur Erwartung. Beide Verschiebungen hatten Illich zufolge nachdrücklichen Einfluss auf das Konstrukt der Bedürfnisse: „Das Wunder des menschlichen Daseins erklärt sich nicht mehr aus der Kunst, die gegebenen Notwendigkeiten zu ertragen, sondern wird nach dem Maß unterstellter Defizite bestimmt, die in Bedürfnisse übersetzt werden“¹⁹. Für Illich ist der politische Terminus ‚Bedürfnis‘ durch die Entwicklungspolitik eingeführt worden. Damit dieser als ökonomische Kategorie auch Anwendung finden konnte, habe sich die Theorie von der Hierarchie der Bedürfnisse nach Maslow hierfür als zentral erwiesen.²⁰ Seither sei in der Ökonomie der Begriff ‚Bedürfnis‘ einer normativen und objektiven Rangordnung unterlegen. In seiner Kritik bezieht Illich sich auf die Erziehungs- und Sozialwissenschaftlerin Marianne Gronemeyer, die den Begriff der ‚Bedürfnisse‘ als Versuch bezeichnet hat, die These von der allgemeinen Knappheit der Güter neu zu präsentieren.²¹ Illich spricht dabei von einer „neue[n] Scheidelinie in der menschlichen Existenz“²²: Bedürfnisse werden als universal gültiger Maßstab akzeptiert, mit dem jedes Individuum bewertet und auf ein „Bedürfnisprofil“²³ ohne Autonomie reduziert werde.

Unsere heutige westliche Gesellschaft, die gekennzeichnet ist von Konsum und Konsumbedürfnissen, wie auch durch eine Fokussierung auf Wachstum und Leistung, scheint also die sogenannten Maslow'schen Grundbedürfnisse befriedigt zu haben. In Anlehnung an Frankl scheint aber eben gerade diese Gesellschaftsform, die von Überfluss gekennzeichnet ist, zu Tage gefördert haben, dass vielen Menschen der Wille zum Sinn abhanden gekommen ist. Dass das Leben aber einen Sinn hat und diesen auch im Leiden behalte, davon ist

Frankl überzeugt.²⁴ Leiden also als Bedingung für die *conditio humana*?

*In einer Zeit wie der unseren – einer Zeit weitest verbreiteter existentieller Frustration –, in dieser Zeit des Verzweifeln so vieler, weil sie am Sinn ihres Lebens zweifeln, und das wieder, weil sie leidensunfähig sind und im gleichen Maße den Wert von so etwas wie Arbeitsfähigkeit oder Genußfähigkeit überschätzen und vergötzen [...]. In früheren Zeiten hat es so etwas wie die existentielle Frustration selbstverständlich ebenfalls gegeben; aber die Menschen, die unter ihr litten, sind nicht zum Arzt gekommen, sondern zum Priester gegangen.*²⁵

Auch Ivan Illich sieht das Leiden nicht als Hindernis an, sondern als „Kunst“²⁶, als Bedingung, als Notwendigkeit, um mit den Unwägbarkeiten des Lebens zurechtzukommen, das Schicksal ertragen zu können wenn es nicht mehr abänderbar ist, dort, wo keine Handlung mehr möglich ist. Unser Leben wird jedoch zunehmend umspannt vom Mythos der Machbarkeit und weniger von der Tugend das Schicksal zu ertragen. Frankl versucht mit den Worten Goethes einen Perspektivenwechsel anzustoßen: „Es gibt keine Lage, die man nicht veredeln könnte entweder durch Leisten oder Dulden“²⁷. Und Frankl empfindet letzteres als entscheidenden Punkt: Die höchste Würde und Leistung des Menschen finde sich im Leid und darin, dieses zu ertragen.²⁸

Nach Frankl bestimmt der Mensch den Willen zum Sinn durch sein Denken, durch seine Haltung. Suchen und Finden kann er ihn demnach durch drei Dinge: Erstens durch das Tun oder das Schaffen als Verwirklichung schöpferischer Werte; zweitens durch das Erleben, Begegnen und die Liebe – die Erlebnis- und Genusswerte – und drittens in einer hoffnungs-

losen und leidvollen Situation.²⁹ Dass das Gefühl der Sinnlosigkeit, die eigene Existenz betreffend, ein verbreiteter Gemütszustand zu sein scheint, zeigt ein Artikel von Kaspar Heinrich aus dem *Spiegel* (2013).³⁰ Hinsichtlich der Autorentheatertage am Deutschen Theater in Berlin schreibt dieser, dass die ausgewählten Stücke ein „allgemeines Grundgefühl“ widerspiegeln, insofern handelt es sich hierbei um „Texte, in denen Menschen hilflos im falschen Leben feststecken, verloren in der Welt und mit sich selbst unzufrieden.“³¹

Auf die Notwendigkeit zur Befreiung von einem „gesellschaftlichen Gebot des Mehr, des Höher und des Weiter“³² verweist die Psychologin Ursula Nuber in *Psychologie Heute* (2013). Nuber bezieht sich in ihrem Artikel auf den Klassiker des Ökonomen E. F. Schumacher *Small is beautiful. Die Rückkehr zum menschlichen Maß* (1993). Schumachers Kritik am Kapitalismus und dem damit propagierten Wachstums- und Fortschrittsmodell sei notwendig und aktueller denn je, so die Autorin, und ein Ausstieg aus der Überflussgesellschaft könne durch den neuen Lebensstil des sogenannten „Downshifting“³³ gelingen. Dies ist ein neuer Trend, indem Menschen sich den Ideen des ‚einfachen Lebens‘ wieder nähern. Es geht um ein bewussteres Konsumverhalten, das „Konsum und Geld sowie Arbeit und Karriere“³⁴ neu ordnen will. Dieses ‚Runterschalten‘ soll eine Alternative zum ungezügelten Kapitalismus und Konsumismus darstellen, um folgenden Kreislauf zu durchbrechen:

Arbeit und Konsum bestimmen das Leben – wenn man schon so hart arbeitet, dann will man auch eine Belohnung. Von der Stimme, die einem nach einem anstrengenden Arbeitstag einflüstert: ‚Geh und kauf dir was Schönes‘, lassen sich die Überarbeiteten zu überflüssigen Impuls-

*käufen verführen: Wer erschöpft ist, geht shoppen!*³⁵

Von Kaufsucht betroffen sind nach Schätzungen einer Studie der Sozialwissenschaftlerin Verena Maag in den westlichen Industrienationen mittlerweile fünf bis acht Prozent der Erwachsenen.³⁶ Dabei gelingt die Kompensation durch Konsumismus nur scheinbar, denn die Ursachen von Erschöpfung und Unzufriedenheit lassen sich dadurch nicht lösen, weiß Nuber. Depressionen, Angststörungen und Erschöpfung verursachen heutzutage jeden achten Krankheitstag und sind für frühzeitige Renten verantwortlich.³⁷ Dass dem Streben nach Sinn eine übergeordnete Rolle zukommen muss, dafür plädiert der Philosoph Neil Levy, für den das *downshifting* nur dann gelungen ist, wenn ein übergeordneter Sinn im eigenen Tun gefunden wird: „Ein Leben hat einen Sinn, wenn es an Zielen orientiert ist, die die Grenzen des Einzelnen überschreiten; Ziele, die wichtiger sind als die subjektiven Sorgen und Bedürfnisse des Einzelnen“³⁸.

Aber Sinn ist nicht machbar, er lässt sich nicht erzeugen. Damit wird der Machbarkeitsglaube fragwürdig. Dass man dem Problem des mangelnden Sinns auch nicht medikamentös begegnen kann, dafür spricht sich Frankl aus, indem er sagt, dass die Suche nach Sinn nicht durch eine Medikalisierung gelöst werden kann: „[D]er menschliche Anspruch auf ein möglichst sinnerfülltes Dasein, ist so wenig an sich auch schon etwas Krankhaftes, daß er im Sinne eines Therapeutikums mobilisiert werden kann – und muß“³⁹. Den Sinn – der verborgen, unbewusst und somit verdrängt ist – gilt es bewusst zu machen. Die Frage nach dem Sinn des Lebens ist also eine allzu menschliche und nach Frankl ist es eine menschliche Leistung, sowohl nach dem Sinn des Lebens zu fragen wie auch selbigen in Frage

zu stellen. Der eigenen Verantwortung kommt dabei eine entscheidende Bedeutung zu: „Insofern, als wir Menschsein definieren können als Verantwortlichsein, ist der Mensch für die Erfüllung eines Sinnes verantwortlich“⁴⁰. Die Verantwortung übersteigt für Frankl sogar die Freiheit, da erstere dafür Sorge trage, das letztere nicht in Willkür übergeht. Die Bedeutung der sozialen Verantwortung stellt er dabei besonders heraus:

Eigentlich brauchte sich aber heute niemand über Mangel an Lebenssinn zu beklagen; denn er braucht nur seinen Horizont zu erweitern, um zu bemerken, daß zwar wir uns des Wohlstands erfreuen, andere aber im Notstand leben; wir erfreuen uns der Freiheit; wo aber bleibt die Verantwortlichkeit für die anderen? [...] Das Wissen um die Einheit der Menschheit, eine Einheit, die hinausgeht über alle Mannigfaltigkeiten, sei es solche der Hautfarbe oder der Parteilinie.“⁴¹

Ivan Illich (1998) hat sich mit dem Sinnlosigkeitsgefühl unserer Gesellschaft ebenfalls auseinandergesetzt. Die Ursachen hierfür sieht er in einem Mangel an Autonomie und Selbstbestimmung sowie dem Streben nach mehr Wachstum begründet, welche hier vor allem in dem gesellschaftlichen Defizit an Selbstbegrenzung gründen. Dies sei verursacht durch ein zunehmend auf Dienstleistung und Fortschritt ausgerichtetes Gesellschaftsmodell: „Die heutigen institutionellen Zwecke, die die industrielle Produktivität heiligen [...] tragen erheblich zu Gestaltlosigkeit und Sinnentleerung bei, an denen die heutige Gesellschaft krank.“⁴² Trotz des viel besprochenen gesellschaftlichen Strebens nach Wachstum, und dem damit verbundenen Auflösen von Grenzen und Bedingungen, bleibt jedoch eine Hoffnung für die *conditio humana* am Ende. Denn der Mensch, so sagt Victor E. Frankl, „er bleibt ein

endliches Wesen; diese Begrenztheit entspricht der Bedingtheit des Menschen⁴³. Und damit ist ein Ausblick für die *conditio humana* geschaffen.

Anmerkungen:

¹ Vgl. hierzu Meadows, Dennis; Meadows, Donella; Zahn, Erich; Milling, Peter (1973): *Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit*. Reinbek bei Hamburg. Meadows, Dennis L.; Meadows, Donella H.; Randers, Jørgen (1993): *Die neuen Grenzen des Wachstums*. Reinbek bei Hamburg.

Meadows, Dennis L.; Meadows, Donella H.; Randers, Jørgen (2008): *Grenzen des Wachstums. Das 30-Jahre-Update. Signal zum Kurswechsel*. Stuttgart. Randers, Jørgen (2012): *2052: Der neue Bericht an den Club of Rome. Eine globale Prognose für die nächsten 40 Jahre. 40 Jahre nach »Die Grenzen des Wachstums«*. München.

² Illich, Ivan (1998): *Selbstbegrenzung: eine politische Kritik der Technik*. München, 1. Aufl.

³ Vgl. ebd.

⁴ Hradil, Stefan (2012): *Deutsche Verhältnisse. Eine Sozialkunde*. URL: <http://www.bpb.de/politik/grundfragen/deutsche-verhaeltnisse-eine-sozialkunde/138446/ausblick> [24.07.2013].

⁵ Vgl. ebd.

⁶ Vgl. Frankl, Victor E. (1985): *Das Leiden am sinnlosen Leben. Psychotherapie für heute*. 9. Aufl., Herder Freiburg, S. 11. Der Arzt und Psychotherapeut Alfred Adler (1870-1937) ist Begründer der Individualpsychologie.

⁷ Vgl. ebd., S. 14f.

⁸ Vgl. Zimbardo, Philip G.; Gerrig, Richard J. (2004): *Psychologie*. München, 16. Auflage, S. 540.

⁹ Vgl. Frankl, *Das Leiden am sinnlosen Leben. Psychotherapie für heute*, a. a. O., S. 17.

¹⁰ Vgl. ebd.

¹¹ Ebd., S. 32.

¹² Ebd., S. 17.

¹³ Vgl. Illich, Ivan (1993): *Bedürfnisse*. In: Sachs, Wolfgang (Hrsg.): *Wie im Westen so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik*. Reinbek bei Hamburg, S. 47-70.

¹⁴ Ebd., S. 47.

¹⁵ Ebd., S. 48.

¹⁶ Ebd., S. 48f.

¹⁷ Ebd., S. 51.

¹⁸ Die hier dargestellten Erkenntnisse basieren auf Zwischenergebnissen des Forschungsprojektes „Saatgut und Sozialsystem – Ernährungssicherung in ländlichen Entwicklungsgebieten am Beispiel der Ruvuma Region in Tansania und der Oshana Region in Namibia“ (Laufzeit: 2011-2014), welches von der Fritz Thyssen Stiftung gefördert wird (Projektleitung: Prof. Dr. Dr. Reimer Gronemeyer, Wissenschaftliche MitarbeiterInnen: Daniela Dohr, Philipp Kumria und Jonas Metzger).

¹⁹ Illich, *Bedürfnisse*, a. a. O., S. 52.

²⁰ Vgl. ebd., S. 63.

²¹ Vgl. Gronemeyer, Marianne (1988): *Die Macht der Bedürfnisse*. Reinbek.

²² Illich, *Bedürfnisse*, a. a. O., S. 64.

²³ Ebd.

²⁴ Vgl. Frankl, *Das Leiden am sinnlosen Leben. Psychotherapie für heute*, a. a. O., S. 31.

²⁵ Ebd., S. 86.

²⁶ Illich, *Bedürfnisse*, a. a. O., S. 51.

²⁷ Goethe zit. nach Frankl, *Das Leiden am sinnlosen Leben. Psychotherapie für heute*, a. a. O., S. 81.

²⁸ Vgl. ebd.

²⁹ Vgl. ebd., S. 31.

³⁰ Vgl. Heinrich, Kaspar (2013): *Autorentheater-tage in Berlin: Die Jurorin versöhnt sich mit dem Schauspiel*. In: Spiegel Online Kultur, URL: <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/autorentheatertage-in-berlin-a-903483.html> [05.06.2013].

³¹ Ebd.

³² Nuber, Ursula (2013): *Downshifting – die Notbremse gegen Überforderung*. In: Psychologie Heute Compact 33, S. 44-49, hier S. 45.

³³ Vgl. ebd.

³⁴ Ebd., S. 46.

³⁵ Ebd.

³⁶ Vgl. ebd., S. 46f.

³⁷ Vgl. ebd., S. 45.

³⁸ Levy, Neil zit. nach Nuber, *Downshifting – die Notbremse gegen Überforderung*, a. a. O., S. 48.

³⁹ Frankl, *Das Leiden am sinnlosen Leben. Psychotherapie für heute*. a. a. O., S. 78f.

⁴⁰ Ebd., S. 93.

⁴¹ Ebd., S. 97.

⁴² Illich, *Selbstbegrenzung: eine politische Kritik der Technik*, a. a. O., S. 29.

⁴³ Frankl, *Das Leiden am sinnlosen Leben. Psychotherapie für heute*, a. a. O., S. 88.

Verena Rothe

Gedanken zur Demenz und *conditio humana*

Wenn man sich mit dem Themenfeld Demenz und der inzwischen nahezu unüberschaubaren Masse an Literatur, ‚vorherrschenden Meinungen‘, Statements von Profis und Betroffenen näher beschäftigt, fällt vor allem eines auf: Eine Gegensätzlichkeit in den aufgeführten Vorstellungen, Ängsten und Wünschen und dem im Alltag tatsächlich Gelebtem, welche erahnen lässt, dass es keine einfachen Antworten auf die Demenz, bzw. die mit ihr einhergehenden Herausforderungen geben kann. Dennoch scheinen alle auf der Suche danach zu sein.

Aber kurz nochmal zurück: Demenz gründet auf den lateinischen Bestandteilen: de = fehlend (ohne) und mens = der Geist und beschreibt ein Defizit in kognitiven, emotionalen und sozialen Fähigkeiten unter Beeinträchtigung von sozialen und beruflichen Funktionen. Allgemeinhin wird sie als Krankheit definiert, wobei diese Zuordnung gerade bei der häufigsten Form – der sogenannten Alzheimer-Krankheit – inzwischen sowohl aus dem sozialen als auch dem medizinischen Bereich heraus angezweifelt wird.¹

Haupttrisikofaktor für die Entwicklung einer Demenz ist das hohe Lebensalter. Ist sie deswegen nicht zumindest teilweise eine natürliche Erscheinungsform des Alters, welche der als Erfolg zu verbuchenden Hochaltrigkeit unserer Gesellschaft geschuldet ist? So gibt auch der Psychiater und Demenzexperte Prof. Förstl an, dass im Prinzip jeder eine Demenz

entwickeln kann, wenn er nur alt genug werden würde.²

Schon bei der Betrachtung der Definition und Überlegungen zu den Ursprüngen des Phänomens lassen sich eine ganze Reihe von unterschiedlichen Aspekten erkennen, die sich teils widersprechen, teils ergänzen und von denen bisher keine als unangefochten ‚richtig‘ angesehen werden kann (z.B. neurologische Veränderungen, Lebensführung, traumatische Erlebnisse und soziale Isolation, Ernährung etc.). Abgesehen davon, dass es die eine Ursache vermutlich gar nicht geben kann.³

Schaut man nun etwas genauer auf unterschiedliche Reaktionen und Umgangsformen mit dem Thema und den Menschen mit Demenz selbst, manifestiert sich diese Widersprüchlichkeit und man kann verstehen, dass es schwierig werden wird, Antworten auf die sich daraus ergebenden Fragen zu finden.

Dies geht mit der allgemeinen Entwicklung einher, dass die ehemals scheinbaren Sicherheiten immer mehr ‚verwischen‘. Was z.B. ein würdevoller, menschlicher Umgang wäre und was den Menschen ausmacht, wird durch moderne gesellschaftliche Konstrukte und technische Möglichkeiten weiter herausgefordert, wenn nicht sogar aufgehoben werden. Mit den Worten des Schriftstellers Hermann Kesten gesagt: „Die Fortschritte der Medizin sind ungeheuer. Man ist sich seines Todes nicht mehr sicher“⁴ – und damit einer der unabdingbaren Begebenheiten der *conditio humana*.

Akzeptanz von digitaler Demenz und Abhängigkeit vom ‚System‘ – aber lieber tot als dement?

Nicht selbst erfahren und erinnern, sondern suchen und extern abspeichern

Inzwischen wird auch von digitaler Demenz als Erscheinungsform gesprochen, die gerade in den Industriestaaten auf dem Vormarsch zu sein scheint. Dabei ist ‚Digitales Alzheimer‘ allerdings (noch) keine Krankheit, sondern beschreibt ein Symptom gesellschaftlicher Veränderungen. Prof. Yoon Se-Chang vom Samsung Medical Center in Südkorea ist der Ansicht, dass sich die Menschen mehr auf die Informationssuche als auf das Erinnern verlassen und sich dadurch möglicherweise langfristig die Gehirnfunktion des Suchens erweitert, während die Gedächtniskapazität abnimmt.⁵ Digitale Speicher werden u.a. deshalb als ausgelagertes Gedächtnis herangezogen. Eine starke Abhängigkeit von digitalen Geräten könnte demnach die Fähigkeit vermindern, sich zu erinnern. Empfohlen wird deshalb zur Vorbeugung ein ‚Well-Thinking‘, welches darin bestehen soll, sich weniger auf digitale Geräte zu verlassen und mehr so zu leben, wie man es im vordigitalen Zeitalter gemacht hat (welches ja – wenn man sich noch erinnern kann – noch gar nicht so lange her ist). Zudem sollte man so viel wie möglich memorieren und auswendig lernen, aber auch Bücher lesen oder Filme sehen – um sich dann mit anderen Menschen darüber auszutauschen. Diese Maßnahmen stimmen übrigens zum Teil mit den aktuellen Empfehlungen, z.B. der Weltgesundheitsorganisation oder auch der Deutschen Alzheimer Gesellschaft zur Prävention von Demenz überein.⁶

In diesem Zusammenhang spricht man auch vom ‚Copy & Paste‘-Syndrom. Zwischen ei-

genem und externem – als jederzeit verfügbar empfundenem – Gedächtnis wird dabei nicht mehr unterschieden. Selbst für die räumliche Orientierung gibt es immer umfangreichere Navigationssysteme, das Gedächtnis scheint als Speicherort seine Attraktivität verloren zu haben. Was mag dies für die zurückgelegten Wege bedeuten? Für die Auseinandersetzung mit der direkten Umwelt? Einige Studien befürworten diese Erscheinung und verweisen auf kognitive Kapazitäten, welche für andere Dinge freigesetzt werden könnten,⁷ andere rufen den Niedergang und die zukünftige Verdummung der Gesellschaft aus.⁸

Unbestritten haben digitale Möglichkeiten durch angepasste Nutzung auch einen positiven Effekt – aber möglicherweise gehen im digitalen Zeitalter auch Gedächtnisfunktionen unwiderruflich verloren, die durchaus von Bedeutung sind.

Kann diese neue Vergesslichkeit den Untergang einer jahrhundertealten menschlichen Erinnerungskultur einläuten oder ist es die logisch-konsequente Anpassung an immer schneller wechselndes und rasch vergänglich werdendes ‚Wissen‘ und Informationen?

Oder beides?

Handelt es sich um die dem Fortschritt geschuldete Weiterentwicklung – nach dem Buchdruck und der Fotografie? Bereits damals ist das historisch zuvor innerlich ablaufende Erinnern nach außen verlagert worden, man konnte es nun mit ganz anderen Methoden erforschen, zusammentragen und archivieren. Die Menge der verfügbaren Informationen stieg stetig an und erscheint heute als Datenflut.

Dazu die Kulturwissenschaftlerin und ‚Demenz-Forscherin‘ Anne Bastings:

Der massive Informationsfluss kann wie Musiknoten ohne Gesamtarrangement erscheinen – ohne einen Rhythmus ohne Harmonie. Es ist für uns schier unmöglich, Informationen zu behalten, wenn diese kein Muster aufweisen.⁹

Diesen Aspekt verstärkt und unterstreicht Byung-Chul Han, Professor für Philosophie an der Universität der Künste in Berlin, u.a. in seinen Ausführungen zur Müdigkeitsgesellschaft:

Beunruhigend an der heutigen Zeiterfahrung ist nicht die Beschleunigung als solche, sondern der fehlende Schluss, das heißt der fehlende Takt und Rhythmus. Die Zeit stürzt fort, weil sie nirgends zum Schluss und zum Abschluss kommt. Auch die (immer weiter verbreitete) Schlaflosigkeit rührt von der Unfähigkeit zu schließen. Man muss den Tag abschließen können, um einzuschlafen. Heute schließt man, wenn überhaupt, die Augen aus Müdigkeit und Erschöpfung. Die Augen fallen einfach zu, was kein Schluss ist.¹⁰

Was wird den jüngeren Generationen an Erinnerungen erhalten bleiben, wenn heutzutage schon fast nichts mehr intern ‚abgespeichert‘ wird? Trotz fortgeschrittener Demenz können die zurzeit Betroffenen häufig ganze Gedichte, Lieder oder ähnliches wiedergeben – können folgende Generationen dann nur noch die Such-Maske am Computer aufrufen?

Die Entwicklung von Speichermedien und Cloud-Diensten (Online Speicher-Dienste) schreitet dennoch voran, immer mehr Daten passen auf immer kleinere Datenträger oder werden weltweit verfügbar ausgelagert – Studien aus Ländern mit hoher Verbreitung digitaler Technik berichten, dass ein großer Anteil

junger Menschen bereits über Vergesslichkeit klagt. Können wir uns demnächst noch nicht mal mehr selbständig erinnern? Vielleicht gerade auch deswegen werden verstärkt besondere Lebenssituationen (z.B. Hochzeiten, sogar Geburten) aber auch banalste Alltagsgeschehnisse (z.B. das Kantinenessen etc.) auf vielfache Art und Weise technisch festgehalten, um die Erinnerung besonders realistisch nacherleben zu können, den Moment wiederholbar zu machen oder andere daran ‚teilhaben‘ zu lassen.

Dabei muss man sich allerdings fragen, was verliert der Moment des Erlebens selbst durch diese ablenkenden Aktivitäten, den distanzierenden Blick durch die Kamera (welcher durch die digitalen Möglichkeiten häufig beliebiger geworden zu sein scheint) oder auch ein Übermaß an externer ‚Dokumentation‘? ¹¹ Glaubt man sich später zu erinnern, ‚erinnert‘ sich aber nicht an den Augenblick und die damalige Gefühlslage etc., sondern eher an die Betrachtung der Aufzeichnungen und Fotos? Kann es dazu kommen, dass die Dokumentation von Erlebnissen anderer sich dadurch wie eine eigene Erinnerung anfühlt? Was bleibt? Was ist eigentlich noch ‚wahrhaftig‘ und Erinnerungswürdig heutzutage – über den Versand einer Kurznachricht hinaus?

Es hat den Anschein, als ob wir heute sowohl die Werkzeuge – unzählige Objekte, die man als Erinnerungsprothesen bezeichnen könnte – als auch das Verlangen haben, uns an alles zu erinnern. Aber warum eigentlich? Und müssen wir das wirklich? Konzentrieren wir uns inzwischen derart darauf, die Daten unseres Lebens zu sammeln und aufzubewahren, dass wir die Fähigkeit verloren haben im Augenblick zu leben? Im Verlauf der Geschichte der westlichen Welt sind wir davon, Erinnern als etwas

*Vitales und Lebendiges zu erfahren, das in uns und zwischen uns existiert, zu einer Vorstellung vom Erinnern als etwas außerhalb von uns Existierendem gelangt, dass wir kaufen und instand halten können.*¹²

Der Umgang mit und die Einstellung zu, bzw. der Wert von Erinnerungen ist also im Wandel – und zwar sowohl was positive Erlebnisse angeht als auch negative.

Als ein bisher noch eher verhalten innerhalb der neurologischen Wissenschaften und der Öffentlichkeit besprochenes Thema, steht als nächstes dann wohl die gezielte Domestikation der Erinnerung an. Wie kann es ermöglicht werden, bestimmte Erinnerungen gezielt aus dem Speicher des Gehirns zu löschen?

Neben Hollywood-Filmen (z.B. *Vergiss mein nicht!*), die sich mit dieser Thematik dersetzen, ist es vor allem die Traumaforschung, welche den positiven Effekt des Vergessens nutzen möchte.¹³ Vordergründig und im Moment nur dafür gedacht, das Leid von Menschen mit traumatischen Erfahrungen zu vermindern und sicherlich noch weit von einer Durchführung im größeren Stil entfernt – aber bei erfolgreicher Forschung und schender Konsumorientierung und Spaßgesellschaft ggfs. demnächst als Lifestyle-Angebot, um Gedanken an unliebsame Verflozene oder peinliche Situationen zu ‚reseten‘? Erkenntnisgewinn und Weisheit durch Erfahrungen – gerade auch negativer Art, bzw. durch Fehler – könnten langfristig dadurch bedroht werden. Sicherlich würde dies auch eine ganze Reihe

von Missbrauchsmöglichkeiten bieten, aber solche Aspekte werden bisher in der Forschung nicht kritisch diskutiert.

Und wäre diese Möglichkeit denn überhaupt tatsächlich eine Verbesserung des Lebens? Dazu eine Anmerkung der Literaturwissenschaftlerin Silvia Bovenschen:

In den Wissenschaften geht es vorwärts. Die neuesten Meldungen: Bald soll es eine Pille fürs gezielte Vergessen geben. Welche Abteilungen meiner Erinnerung (soll heißen: welche erinnerten Erinnerungen) würde ich dieser Auslöschung überantworten?

*Nicht einmal die schlimmsten. Was würde ich gewinnen, wenn ich es täte? Einen besseren Schlaf? Das wäre ja schon etwas. Aber wäre es dann nicht gleich besser, endgültig zu schlafen?*¹⁴

In den westlichen Industriestaaten werden, neben der ‚Abhängigkeit‘ von digitalen Helfern, auch Abhängigkeiten von Herstellern – aber ebenfalls von gerade aktuellen, nicht hinterfragten Leitvorstellungen – auf allen Ebenen als selbstverständlich hingenommen und immer mehr Prozesse unabhängig vom Ich gestaltet bzw. vergeben.

Inzwischen ist es z.B. nicht nur die Nahrungsmittelherstellung, die anderen überlassen wird, sondern zunehmend auch die Zubereitung. Laut dem aktuellen Ernährungsbericht der Deutschen Gesellschaft für Ernährung werden zunehmend Fertiggerichte statt selbst zubereitetem Essen verwendet.¹⁵

Bereitwillig wird in alltäglichen Bezügen das Recht auf Selbständigkeit und Eigenbeteiligung abgegeben und anderen oder der Technik überlassen. Abhängigkeiten auf zahlreichen Ebenen machen uns bei Ausfall dieser externen

„googeln“ kann, was in solchen Situationen hilfreich wäre.¹⁶ Anstatt diese Erfahrungen als Chance zum gesellschaftlichen Umdenken zu nutzen, ist meist die eher unkritische Ansicht verbreitet, dass „der Fortschritt“ nicht aufgehal-

Exkurs: Mensch oder Kunde, Erfahrung oder Dokumentation

Auch auf anderen Ebenen bedrängt der Trend hin zu einer von außen jederzeit nachvollziehbaren und vom inneren Erleben oftmals abgekoppelten, eher technisch ausgerichteten Dokumentationswut menschliche Erfahrungs- und Erlebniswelten. Zum Beispiel wenn sie in der Pflege als Instrument der Qualitätskontrolle angewendet wird – übernommen aus der industriellen, standardisierten Produktion von Gütern, nun herangezogen zur Verbesserung der „Leistungen“ für den Menschen – oder sagen wir gleich Kunden bzw. Konsumenten? Dies führt häufig dazu, dass hier nun der Mensch an sich eher in den Hintergrund tritt, obwohl er eigentlich im Zentrum stehen sollte. Es geht auch hier nicht mehr um unmittelbare Erfahrung und Begegnung, sondern um die Optimierung von Prozessen und ständige Verfügbarkeit von Informationen.

So schreibt z.B. eine Heimbewohnerin:

Eine bürokratische Hürde möchte ich sein!

Hausordnung, Speiseplan, Betreuungsangebote, Wochenpläne...alles geregelt, durchgespielt und durchgeplant. Von allen wird bescheinigt: Vorbildlich, alle Regeln eingehalten, alle Vorschriften erfüllt.

Mein Mann, wenn er noch leben würde, schon vor zehn Jahren hat er mich allein auf dieser Welt zurückgelassen, hätte voller Ironie von der „Deutschen Gründlichkeit“ gesprochen. Das Überwinden der bürokratisch manifestierten Hürden klappt, ohne dass je nur eine wackelt. All diese Anstrengungen zur Einhaltung von Auflagen und Vorschriften geschehen doch nur, um mich als „Kunden“ zufrieden zu stellen, oder? Warum kommt es mir dann jedoch so vor, als drehe sich alles um die Hürden? Die „Hürden“ wurden für mich als Kunden aufgestellt – nur beachtet werde ich nicht. Lieber würde ich eine bürokratische Hürde sein...

Heinemann, Elisabeth; Iser, Dorothea; Waselewski, Marcus (2005): *Alte Liebe. Gedanken, Impressionen und Emotionen zur Pflege*. Hannover, S. 140.

Unterstützungsmöglichkeiten zu unfähigen Mündeln (z.B. bei Stromausfall, Störungen im Internet oder Telefonnetz, Anstieg der Ölpreise etc.), welche aufgrund des nicht mehr vorhandenen Wissens über unabhängige Lebensgestaltung und der oben beschriebenen externen Lagerung von Informationen in solchen Fällen sogar ziemlich rasch ihr Leben gefährdet sehen dürften – vor allem, wenn man nicht mehr

ten werden kann und er ja durchaus viele Vorteile mit sich bringen würde. Aber was ist mit Gestaltungsmöglichkeiten des Fortschrittes oder handelt es sich bereits um eine von den bzw. dem Menschen abgekoppelte eigendynamische Entwicklung?

Die letztgenannte Einstellung ist sicherlich begründbar, verblüffend ist in diesem Zusammenhang jedoch, dass die Demenz und die mit

ihr meist einhergehende Unfähigkeit zur eigenständigen Alltagsgestaltung von vielen Menschen als unwürdiger Zustand abgetan wird, den es im Idealfall sogar auszuschließen gilt – die Einstellung, ‚zur Not lieber tot als dement‘ hört man nicht selten und es gibt bereits Fälle, in denen sich Menschen aus Angst davor dement zu sein bzw. zu werden tatsächlich umgebracht haben (ein prominentes Beispiel ist Gunter Sachs). Man kann zudem davon ausgehen, dass in den nächsten Jahren zunehmend ältere Menschen eine Depression oder ähnliche Erscheinungen entwickeln – aus Angst vor eigener Betroffenheit und dadurch Abhängigkeit von anderen – und sich auch die Diskussion um aktive Sterbehilfe verschärfen wird.

Warum verursacht die Demenz solche starken Ängste und Reaktionen, wenn wir doch im Prinzip bereits freiwillig im Alltag auf dem Weg dorthin sind? Warum haben die meisten Leute keine Angst, sich von der Technik, Dienstleistern und im Zweifel sogar nur von einigen großen Wirtschaftsunternehmen abhängig zu machen – aber fürchten die zum Alter gehörenden auftretenden Abhängigkeiten vom direkten sozialen Umfeld? Könnte es wie so oft daran liegen, dass die erste Abhängigkeit im eigenen Lebensraum nur dann spürbar wird, wenn die Abläufe nicht mehr funktionieren und weniger greifbar sind, wenn man nicht hinschauen möchte – und man die zweite Abhängigkeit persönlich sehen kann oder bereits erlebt hat und scheinbar stärker die eigene Person – und die so stark gepriesene Individualität und Selbstbestimmungsmöglichkeit – betrifft?

Betrachtet man diese Ängste genauer, ist die Angst vor Schmerzen und großem Leiden und, damit sicherlich auch verbunden, die Befürchtung unfreiwillig lebensverlängernde Maßnahmen erleiden zu müssen und über längere

Zeit stark pflegebedürftig zu sein oder dement zu werden, am weitesten verbreitet.¹⁷

Das kann sogar so weit gehen, dass ein ansonsten als positiv empfundener körperlicher Zustand, wie z.B. ein gesundes Herz, im Alter für die Androhung eines langen Todes oder Qual stehen kann und nicht mehr für ein langes Leben. Dieses Paradoxon, dass man sich darüber grämt gesund zu sein, wird dadurch verständlich, wenn man bedenkt, dass die durch das gute Herz gewonnenen Jahre nicht unbedingt ‚gute‘ Jahre sein müssen. Für viele ist die Vorstellung größerer körperlicher und vor allem geistiger Einschränkungen nicht erträglich und mit dem Mensch-Sein nicht vereinbar. Wobei zu bedenken ist, dass man oftmals eine ganz andere Ansicht vertritt, wenn man sich wirklich in dieser Situation befinden sollte und durchaus viele Menschen unter den beschriebenen Bedingungen trotzdem gern und auch gut leben.

Und obwohl gemeinhin alle alt werden wollen, ist das Wunschideal des schnellen Todes weit verbreitet, dessen Erfüllung im Alter nun mal unwahrscheinlicher wird – dass man nicht erst so sehr ‚abbaut‘ – aus relativer Gesundheit heraus verstirbt und vor allem vor dem Abbau der geistigen Kräfte.¹⁸

Diese Ausrichtung und die vor allem in den Medien häufig gestellte Frage, ob man noch ‚ist‘, wenn man geistig verwirrt ist, verweist auf ein deutlich an kognitiven Fähigkeiten ausgerichtetes Menschenbild. Dabei stellt sich zudem die Frage, ob es so etwas wie einen Tod in Abstufungen gibt, ab wann wäre man demnach noch lebend, wann nicht mehr? Was macht das Leben an sich aus? Welche Folgen können die jeweiligen Antworten auf diese Frage haben und wer ist sich über diese Konsequenzen im Alltag bewusst? Da kann es

individuell und auch gesellschaftlich ganz unterschiedliche Definitionen geben.

Im Falle einer geistigen Verwirrung steigt meist auch der Pflegebedarf stark an und Personen können sich teilweise völlig anders verhalten als früher – ‚man‘ will nicht zur Last fallen, auf andere angewiesen sein, nicht mehr ‚Herr‘ oder ‚Frau‘ seiner Sinne sein. Zu diesen Unsicherheiten und Ängsten kommt es sicherlich auch dadurch, dass bisher nicht wirklich Kenntnis darüber besteht, wie das eigene Leben oder Verhalten als Mensch mit fortgeschrittener Demenz empfunden werden kann bzw. wird und dadurch, dass es schwierig ist Abgrenzungen zu ziehen, zwischen dem, was noch ertragbar ist, und dem, was als nicht mehr zumutbar angesehen werden kann. Und zwar für jeden ganz persönlich, ganz abgesehen von der Problematik wie so etwas auf der gesellschaftlichen Ebene zu definieren wäre und wer dies leisten könnte bzw. dürfte.¹⁹

Könnte dies eine Entwicklung aufzeigen, dass es bald nicht mehr unbedingt so erstrebenswert sein wird, alt zu werden? Nimmt man es in Kauf früher zu sterben, damit man bloß nicht dement wird? ‚Sozialverträgliches Frühableben‘²⁰, nur noch Altern bis zu einem bestimmten Punkt – scheinbar für sich und die anderen? Was würde dies für unseren gesellschaftlichen Umgang mit dem Alter, Tod und allgemein mit Einschränkungen und Andersartigkeit bedeuten? Wie und von wem bzw. durch was sollte dieser ‚Punkt‘ bestimmt werden?

Sind dies Reaktionen auf das oben bereits angesprochene – sicherlich ebenfalls angstmachende – Phänomen, auf welches Byung-Chui Han aufmerksam macht:

In einer Welt, in der Schluss und Abschluss einem end- und richtungslosen Fortlauf gewichen sind, ist es nicht mög-

lich zu sterben, denn auch das Sterben setzt die Fähigkeit voraus, das Leben abzuschließen. Wer es nicht vermag, zur rechten Zeit zu sterben, muss zur Unzeit verenden.²¹

Die genannten Ängste führen im Moment eher zu einer stetig voranschreitenden Entwicklung der Präparation für das Alter und einem Präventionshype. Aber wer glaubt wirklich, dass man sich durch die Errungenschaften der Medizin, durch Kreuzworträtsel, Gehirn-Jogging, Brain-Food und Nahrungsergänzungsmittel oder aber auch durch Bewegung und soziale Aktivität tatsächlich selbständig und langfristig ‚Geistig fit in jedem Alter‘ erhalten kann...wie es z.B. ein Ratgeber-Buchtitel verspricht? Gibt es nur ein ‚Immer-weiter machen‘ und ‚Mithalten‘ oder ein gemanagtes, frühzeitiges, eher mechanisches ‚Schlussmachen‘? Gehören Einschränkungen und Veränderungen jeglicher Art nicht zum Mensch-Sein dazu und ist nicht auch Altern eine Entwicklung – inklusive positiver und negativer Erfahrungen aber auch Zuschreibungen?

In der Hospizbewegung ist in den letzten Jahrzehnten immer wieder zu Recht betont worden, dass Sterben zum Leben dazu gehört, müssen wir uns jetzt diesbezüglich bereits ums Altern sorgen?

Werden und wollen wir die Grenzen der menschlichen Bedingtheit tatsächlich aufheben?²²

Das ist bekannt: eine ältere Frau ist jünger als eine alte Frau. Wie groß muß doch die Angst vor dem Alter sein, dass sie sogar die Grammatik vergewaltigt.²³

Anmerkungen:

¹ Vgl. Stolze, Cornelia (2011): *Vergiss Alzheimer*. Köln.

² Und was genau macht eigentlich die Zuteilung als Krankheit oder Alterserscheinung aus? Aber ein näherer Blick auf diese Frage würde den Rahmen dieses Textes sprengen. Und natürlich schließt dies nicht aus, dass es Demenzformen gibt, welche auch Erkrankte in jüngerem Alter betreffen.

³ Vgl. u.a. Wetzstein, Verena (2005): *Diagnose Alzheimer Grundlagen einer Ethik der Demenz*. Frankfurt a. M., Whitehouse, Peter (2009): *Mythos Alzheimer*. Bern sowie Monbiot, George (2012): *Vergessen zum Essen*. URL:<http://www.freitag.de/autoren/the-guardian/vergessen-zum-essen> [08.10.2013].

⁴ Hermann Kesten (1900-96), dt. Schriftsteller

⁵ Driessen, Barbara (2007): *Generation Handy erkrankt an "digitaler Demenz"*. URL:<http://www.welt.de/wissenschaft/article1255758/Generation-Handy-erkrankt-an-digitaler-Demenz.html> [21.07.2013].

⁶ Vgl. World Health Organization (2012): *Dementia. A Public health priority*. URL:<http://www.deutsche-alzheimer.de> [18.07.2013].

⁷ Sparrow, Betsy; Jenny Liu; Wegener, Daniel (2011): *Google Effects on Memory: Cognitive Consequences of Having Information at Our Fingertips*. URL:<http://www.scienceexpress.org/content/early/2011/07/13/science.1207745.full.pdf> [18.07.2013].

⁸ Siehe z.B. Spitzer, Manfred (2012): *Digitale Demenz. Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen*. München.

⁹ Basting, Anne (2012): *Das Vergessen vergessen*. Bern, S. 29.

¹⁰ Han, Bjung-Chul (2013): *Bitte Augen schließen*. In: Philosophie Magazin, Nr. 2/2013, S. 60.

¹¹ Inzwischen bieten Firmen an eine Video-Collage über das eigene Leben zu produzieren, die man später in seinen Grabstein einbauen lassen kann. Die Kulturwissenschaftlerin Anne Bastings fragt sich hier zu Recht, benötigen wir deswegen auf Friedhöfen demnächst eine extra ausgewiesene Ruhezone, analog den handyfreien Abteilen in den heutigen Zügen?

¹² Basting, *Das Vergessen vergessen*, a. a. O., S. 50f.

¹³ Vgl. z.B. Wüstenhagen, Claudia (2012): *Herr über die Erinnerung*. URL:<http://www.zeit.de/zeit-wissen/2012/02/Portrait-LeDoux> [19.07.2013] oder Siefert, Werner (2012): *Erinnerung lass nach*. URL:<http://www.zeit.de/2012/44/Trauma-Therapie-Simulationen-Medikamente> [08.10.2013].

¹⁴ Bovenschen, Silvia (2011): *Älter werden*. Frankfurt a. M., 4. Auflage, S. 100.

¹⁵ Vgl. Deutsche Gesellschaft für Ernährung (2012): *Wie isst Deutschland?* 12. Ernährungsberichts der Deutschen Gesellschaft für Ernährung. URL:<http://www.dge.de> [19.07.2013]. Natürlich gibt es für diesen Trend eine ganze Reihe von unterschiedlichsten Gründen und Umständen, auf welche hier aber nicht näher eingegangen werden kann.

¹⁶ Es soll Menschen geben, die nach dem Diebstahl ihres Smartphones keine einzige Telefonnummer auswendig wussten (auch nicht die eigene) und leider ja auch nicht danach im Internet suchen konnten.

¹⁷ Vgl. SPIEGELWISSEN (2012): *Abschied nehmen: Vom Umgang mit dem Sterben*. 4/2012.

¹⁸ Vgl. Rothe, Verena (2005): *Sterbebegleitung in Alten- und Pflegeheimen – eine qualitative Studie*. Gießen.

¹⁹ Ende 2011 wurde in den Niederlanden erstmalig Sterbehilfe für eine 64-jährige Patientin mit fortgeschrittener Alzheimer-Erkrankung „geleistet“, welche ihren früheren Wunsch auf Sterbehilfe nicht mehr bestätigen konnte – wodurch die bisherige niederländische Rechtssituation überschritten wurde. In den Niederlanden ist aktive Sterbehilfe seit dem Jahr 2002 gesetzlich erlaubt, jedoch nur dann, wenn der Patient den Antrag dafür bei vollem Bewusstsein stellt sowie unter einer unheilbaren Krankheit und unerträglichen Schmerzen leidet. Jeder konkrete Fall muss von einer Kommission einzeln genehmigt werden. Aber wer kann und darf in solch einem Fall unerträgliche Schmerzen definieren?

²⁰ Unwort des Jahres 1998 des damaligen Ärztekammerpräsidenten Karsten Vilmar durch die Gesellschaft der deutschen Sprache ausgewählt.

²¹ Han, *Bitte Augen schließen*, a. a. O., S. 61.

²² Diese Gedanken sollen zur Anregung eigener Überlegungen und Beobachtungen und zur Impuls-

gebung für eine Auseinandersetzung mit einigen Herausforderungen unserer Zeit dienen, welche u.a. in der Demenz sichtbar werden und in dieser Form nur bruchstückhaft (und nicht abschließend) sein können – und wollen.

²³Bovenschen, *Älter werden*, a. a. O., S. 145.

Michaela Fink

Wie erfahren Kinder die *conditio humana*? Ein Kulturvergleich

Die Fahrt mit dem Linienbus von Dar es Salaam nach Namtumbo beträgt fast siebzehn Stunden. Der Bus ist voll besetzt. Tansanische Soaps dröhnen in voller Lautstärke über die beiden an der Decke angebrachten Fernseher. Drei kurze Pausen sind für die Reisenden vorgesehen. Zweimal halten wir am Straßenrand. Alles muss schnell gehen. Wir rennen bei strömendem Regen ins Gebüsch. Toiletten gibt es hier nicht. Bei der dritten Pause an einer Raststätte können wir etwas zu Essen kaufen. Nach zehn Minuten hupt der Busfahrer. Es geht weiter.

Nicht weit von mir entfernt sitzt eine Mutter mit ihrem Baby. Während der ganzen – für mich entsetzlich strapaziösen – Fahrt spricht sie nicht ein einziges Wort mit ihrem Kind (das schätzungsweise ein knappes Jahr alt ist) und schenkt ihm kaum Aufmerksamkeit. Was mich noch mehr verwundert ist die Tatsache, dass das Kind sich völlig ruhig verhält. Es schreit nicht, weint nicht, strampelt nicht, sondern liegt geduldig – meist schlafend – auf dem Schoß seiner Mutter. Nur gelegentlich ist ein leises Wimmern zu hören, das die Mutter mit einem kurzen liebevollen Blick, einem Streicheln und dem Reichen des Fläschchens sofort zu besänftigen weiß. Obwohl mir klar ist, dass eine solche Situation im afrikanischen Kontext nichts Ungewöhnliches ist, bin ich doch irritiert und befremdet. Das Verhalten der Mutter gegenüber dem Kind wirkt auf mich distanziert. Ich frage mich, was die beiden wohl empfinden mögen. Ist diese Mutter lieblos,

weil sie nicht mit ihrem Kind kommuniziert, ihm kein einziges Lächeln und kaum Beachtung schenkt? Oder stellt sich die Bindung zwischen der Mutter und dem Kind nicht vorrangig über Worte und Blicke her?

Die Entwicklungspsychologin Heidi Keller hat Mutter-Kind-Interaktionen kulturvergleichend analysiert. Sie schreibt:

In traditionellen Bauernfamilien der nicht-westlichen Welt wird emotionale Kontrolle vom ersten Lebenstag an eingeübt. Die emotionale Ausdruckslosigkeit ist Teil der Sozialisationsstrategie, die auf hierarchische Verbundenheit ausgerichtet ist. Die frühen sozialisatorischen Erfahrungen haben sichtbare Auswirkungen auf die emotionale Regulation einjähriger Kinder.¹

Immer wieder fallen mir in Afrika ähnliche Situationen auf: Eine Mutter in dem Dorf Nambumbo wäscht ihr weinendes Kind in einer Wanne vor ihrem kleinen Lehmhaus. Auch hier geschieht das völlig wortlos.

Die Wortlosigkeit der Mütter im Umgang mit ihren Kindern ist in beiden Situationen auffallend. Sie unterscheidet sich grundlegend von der beständigen Aufmerksamkeit und Ansprache, die im Umgang mit Kindern in europäischen und US-amerikanischen Gesellschaften gegenwärtig vorherrscht.

Und die siebzehnstündige Busfahrt: Würde eine Mutter in Deutschland ihrem Kleinkind eine vergleichbare Anstrengung zumuten? Vermutlich eher nicht. Die unmittelbaren, bisweilen mühsamen und unbequemen Notwendigkeiten des täglichen Lebens, in die Erwachsene *und Kinder* sich fügen müssen, sind im afrikanischen Alltag noch viel stärker präsent. In den ländlichen Regionen Afrikas gehört es traditionell zu den Aufgaben von Kindern Wasser zu holen, Holz zu sammeln, beim Kochen zu helfen, kleinere Geschwister zu betreuen, bei der Krankenpflege zu helfen, das Vieh zu füttern und zu hüten, Einkäufe zu tätigen oder selbstergestellte Produkte zu verkaufen, und vieles mehr. Lange Fußwege zur Schule sind für viele Kinder die Regel. Diese sind, vor allem in der Mittagshitze und in der Regenzeit, sicher kein Vergnügen, zugleich aber bieten sie den Kindern freie Zeit zum Austausch und zum Spielen.

Unser Alltag ist immer bequemer geworden, wir haben uns – und das ist auch erfreulich – vieler Mühen entledigen können. Zugleich aber sind Kinder der Erfahrung des Lebensnotwendigen in unseren westlichen Gesellschaften immer weniger ausgesetzt. Sie spielen in der Regel keine Rolle bei der Erwirtschaftung des Lebensunterhalts der Familie. Bei der ohnehin kaum noch vorhandenen Hausarbeit werden sie nicht mehr gebraucht, sondern allenfalls aus pädagogischen Gründen herangezogen. „Man weiß ja heute gar nicht mehr, was man die Kinder heißen soll“, sagt eine fünffache Großmutter aus dem hessischen Vogelsberg.²

Ananke bezeichnete im Griechischen die *Notwendigkeit*. Über sie konnte nicht diskutiert werden. Sie war einfach da. Wenn Notwendigkeiten jedoch pädagogisch konstruiert werden, nehmen Kinder das wahr. Sie spüren, wenn Grenzen gesetzt werden, die eigentlich nicht da

sind (z.B. die Begrenzung von Fernseh- und Computerkonsum). Die einzige noch real vorhandene Notwendigkeit und Erfahrung von Grenzen scheint heute die Schule und deren Leistungsforderung zu sein. Doch im Gegensatz zu einem kulturell übermittelten Lernen vermittelt die Schule keine lebendige Erfahrung.

Wenn es für Kinder kaum noch ernsthafte, sinnerfüllte Aufgaben gibt, bzw. wenn wohlmeinende Eltern ihrem Nachwuchs diese nicht mehr zutrauen und zumuten, dann drohen die Kinder von der Erfahrung der *conditio humana* (von der Erfahrung dessen, was zum Leben notwendig ist, was das Leben bedingt) abgeschnitten zu werden. Darin besteht die Tragik der modernen Kindheit. Die Teilhabe am Leben der Erwachsenen bleibt den Kindern verwehrt, die Reifung zum Erwachsenen erschwert. Um das Kind vor dem Ernst und den Mühen des Lebens sowie vor den Konflikten der Erwachsenen zu bewahren, schreibt Michel Foucault, werden Kinder einem besonders schweren Konflikt ausgesetzt, „dem Widerspruch nämlich zwischen seiner Kindheit und dem wirklichen Leben.“³ Foucault verortet den Beginn dieser gesellschaftlichen Entwicklung im 18. Jahrhundert:

Als das 18. Jahrhundert mit Rousseau und Pestalozzi sich bemühte, dem Kind durch pädagogische Regeln, die seiner Entwicklung angepaßt sind, eine Welt nach Maß zu errichten, hat es damit zugelassen, daß ein irreales, archaisches, abstraktes Milieu ohne Beziehung zur Welt der Erwachsenen um die Kinder aufgebaut wurde.⁴

Wir haben es gegenwärtig mit veränderten Bedingungen von Kindheit zu tun, mit problematischen Konsequenzen für die Kinder und für den Umgang mit ihnen. Erziehung war

kulturell immer etwas, das aus der *conditio humana* heraus gewachsen ist. Wenn die *conditio humana* bekämpft und zerstört wird, dann muss Erziehung zwangsläufig als künstliches Produkt hergestellt werden. Erziehung wird dann zum Projekt, zum Konstrukt. Da wo Grenzen nicht mehr gegeben sind, müssen sie – wenn überhaupt – künstlich gesetzt werden.

Eine wachsende Unsicherheit im Umgang mit Kindern führt bei Eltern und ErzieherInnen nicht selten zu dem Phänomen, das Monika Aly, Vorsitzende der Pikler Gesellschaft, als „fürsorgliche Belagerung“ bezeichnet hat. Eltern lassen, so Aly, ihren Kindern immer weniger eigenen Raum, mit destruktiven Konsequenzen für deren Autonomieentwicklung.⁵ Das Verschwinden des ‚Selbstverständlichen‘ im Umgang mit Kindern zeigt sich an der immensen Aufmerksamkeit, die diesen – v.a. in den ‚gebildeteren‘ Gesellschaftsschichten – durch die Erwachsenen zu Teil wird. Das moderne Projekt Erziehung zielt indessen v.a. darauf ab, Kinder bestmöglich auf ein entfremdetes Leben unter Leistungs- und Konsumdruck vorzubereiten. Kindheit wird zur Investitionsphase in das unternehmerische Selbst des späteren Erwachsenen.⁶ Im kinderarmen Deutschland, in dem immer mehr Paare unfreiwillig kinderlos bleiben, wird dabei die Konzentration auf das einzelne Kind umso größer. Kinder drohen zum Management-Projekt und als Statussymbol missbraucht zu werden.

Für das, was Monika Aly als ‚fürsorgliche Belagerung‘ bezeichnet, haben amerikanische Experten Begriffe wie *Overparenting* oder *Helicopter-Parents* geprägt. Helikopter-Eltern kreisen unaufhörlich über ihrem Nachwuchs, um jederzeit eingreifen zu können. Natürlich wollen sie allzeit nur das Beste für ihr Kind.⁷

Diese Entwicklung vorwegnehmend schrieb der polnische Reformpädagoge Janusz Korczak bereits in den dreißiger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts:

*Aus Furcht, der Tod könnte uns das Kind entreißen, entziehen wir es dem Leben. Um seinen Tod zu verhindern, lassen wir es nicht richtig leben.*⁸

Immer mehr Kinder wachsen heute in einem Umfeld auf, das dominiert ist von einem engen Zeitkorsett, elterlicher Kontrolle und allumfassender Fürsorge, die mitunter absurde Züge annehmen kann, wie bei dem folgenden Beispiel einer Ostereiersuche im amerikanischen Colorado:

Frauenstimme: "Five, four, three, two, one."

(Stimmengekreisch von Kindern und aufgeregten Eltern.)

Sprecher

23. April 2011. Wie jedes Jahr findet im Bancroft Park in Colorado Springs die traditionelle Ostereierjagd für Kinder statt. Innerhalb einer Absperrung aus Bändern haben die Organisatoren hunderte bunte Ostereier ausgelegt. Die Kinder versuchen so viele Eier wie möglich zu ergattern. Dann geschieht Unerwartetes.

(Gekreisch von aufgeregten Eltern, englisch)

O-Ton Dave Van Ness

"It sort of got out of hand. There were disgruntled people, because there were not enough eggs around or some kids didn't get one."

Sprecher

Der Organisator Dave Van Ness ist fassungslos. Mehrere Dutzend Eltern springen über die Absperrung, weil sie Angst haben, ihre Kinder könnten nicht genug Eier abbekommen. Ein heilloses Durcheinander entsteht, in dem die Erwachsenen so viele Eier wie möglich einsacken. Innerhalb von Sekunden ist die Suche beendet – und die Kinder bleiben enttäuscht zurück. Die einen, weil sie nichts selber sammeln konnten. Die anderen, weil sie leer ausgehen, da ihre Eltern sich zurückgehalten haben.

(Spielende Kinder)

Sprecher

Im Hort einer Berliner Grundschule. Mehrere dutzend Kinder turnen auf Schaukeln und Klettergerüsten. Andere spielen Fußball oder Verstecken. Zwischen Büschen tauchen vereinzelt Kinderköpfe auf und verschwinden wieder unter Gekicher. Die ersten Eltern kommen, um ihre Kinder abzuholen. "Mara, wo bist Du?"

Sprecher

Heile Kinderwelt, so scheint es. Doch die Zeiten haben sich geändert, so die Hortleiterin, die ihren Namen sowie den der Schule lieber nicht genannt haben möchte.

O-Ton Hortleiterin

„Ich mache diesen Beruf jetzt seit 40 Jahren. Und die Entwicklung ist so, dass sich alles nur noch ums Kind dreht. So von vorne bis hinten... Wir sehen's ja hier. Die Kinder werden abgeholt. Nicht die Kinder holen ihren Ranzen. Nein, Mama holt den Ranzen. Mama nimmt auch noch den Ranzen vom Freund Joachim mit. Mama macht die Schuhe zu. Vielleicht merken die Eltern

das auch gar nicht, dass sie ihren Kindern Alltagssachen abnehmen, die gar nicht nötig wären. Weil mit 6, 7 Jahren können die ihren Ranzen alleine tragen. Können auch alleine zur Schule gehen. Manche Schulen machen's ja auch so. Die haben vorne einen Zettel: Bis hierhin! Dann gehe ich alleine.“

Sprecher

Helikopter-Eltern wollen sicher nur das Beste für ihr Kind – und schießen doch übers Ziel hinaus. Sie können ihren Kindern keinen Wunsch abschlagen. Sie stellen Regeln auf und knicken sofort ein, wenn die Kinder sich quer stellen. Sie packen ihre Kinder in Watte beim kleinsten Unwohlsein und lösen alle Aufgaben und Konflikte an Stelle ihres Sprösslings. Und wer kennt nicht die Kindergeburtstage, die von der Schnitzeljagd bis zum Kinobesuch komplett durchgeplant sind. Für die Wünsche und Bedürfnisse der Kinder bleibt dabei selten Raum. Dass sie alleine – ohne jegliche Erwachsene – spielen, wird kaum noch erwartet.⁹

Jared Diamond vergleicht in seinem Buch *Vermächtnis – Was wir von traditionellen Gesellschaften lernen können* den Umgang mit Kindern in den sogenannten WEIRD- (western, educated, industrial, rich, democratic) Gesellschaften und in traditionellen Gesellschaften, wie z.B. in Papua Neuguinea:

Selbstständigkeit wird in den traditionellen Gesellschaften höher geschätzt als in der westlichen Gesellschaft. Die Kinder der Sammler und Jäger auf Papua-Neuguinea sind geschickter im Gespräch mit den Eltern. Sie sind reifer, erleben keine Pubertätskrisen. Warum? Weil sie viel, viel autonomer aufwachsen. Sie ha-

ben mehrere Bezugspersonen, nicht nur ein Elternpaar. Bei uns schiebt man das Baby flach liegend im Kinderwagen und wenn man es trägt, dann immer mit dem Gesicht zu den Eltern. In Papua-Neuguinea werden Kinder immer auf dem Rücken getragen. Sie sehen, was die Erwachsenen sehen. Und sobald sie laufen können, bewegen sie sich frei. Sie sind unabhängig, haben keine Angst. Bei uns ist Sicherheit das oberste Gebot – in traditionellen Gesellschaften ist es Freiheit.¹⁰

Während die meisten Gesellschaften der sogenannten Dritten Welt *gerontokratische* Gesellschaften sind – bei ihnen haben die Bedürfnisse der Erwachsenen Priorität gegenüber denen der Kinder, besonders alte Menschen genießen hohes Ansehen – können post-industrielle Gesellschaften als *neon-tokratische* bezeichnet werden – in ihnen lassen sich die Erwachsenen zunehmend von den Bedürfnissen und Wünschen der Kinder regieren. Das schreibt David Lancy, Professor für Anthropologie an der Utah State University in seinem Buch *The Anthropology of Childhood. Cherubs, Chattel, Changelings*. In *neon-tokratischen* Gesellschaften werden, so Lancy, Kinder nicht als Arbeitskräfte gesehen, die ihren Beitrag zur Gemeinschaft leisten müssen, sondern von ihnen wird in erster Linie erwartet, dass sie die Erwachsenen emotional befriedigen. Insbesondere für Mütter drohen Kinder zum Sinnersatz und Lebensinhalt zu werden. In New York investieren Mütter mitunter hundert Stunden und mehr in die Vorbereitung der Geburtstags-Partys ihrer Kinder. Dies geht aus Internetberichten von Event-Agenturen wie *birthdayparties.com* oder *partypoopers.com* hervor.¹¹ Das Phänomen beschränkt sich keineswegs nur auf Familien der oberen Gesellschaftsschichten.

Die *Neontokratie* unserer Gegenwartskultur wird auch daran sehr deutlich, dass Gespräche zwischen Erwachsenen oft nicht mehr möglich sind, sobald Kinder anwesend sind – ein Phänomen, das im afrikanischen Kontext kaum denkbar wäre. Hierzulande tolerieren Eltern es häufig, wenn Kinder bei Gesprächen von Erwachsenen hineinreden. Vielfach wenden sich insbesondere Mütter umgehend ihrem Kind zu, wenn dieses das Wort an sie richtet und unterbrechen die Unterhaltung mit dem erwachsenen Gesprächspartner abrupt. Was normalerweise unter Erwachsenen als unhöflich gilt scheint im Mutter-Status legitimiert zu sein. Der Psychologe Michael Winterhoff sieht den Grund dafür, dass Eltern sich zunehmend unter ihr Kind begeben, in einer symbiotischen Eltern-Kind-Beziehung, einer – so Winterhoff – immer häufiger auftretenden Beziehungsstörung zwischen Erwachsenen und Kindern.¹² Dorothea Dieckmann betont in diesem Zusammenhang auch den sekundären Machtgewinn, der mit der Unterordnung – insbesondere bei Müttern – verbunden sei. „Wer sich derart unentbehrlich macht, hat ein massives Interesse daran“, schreibt Dieckmann. Die Steigerung der eigenen Bedeutung (die narzisstische Selbstaufwertung) ist – so Dieckmann – die Belohnung, die jedoch mit dem Preis der Selbstaufgabe bezahlt werden muss.¹³ Dieckmann analysiert in ihrem Buch *Unter Müttern* geistreich und scharfzüngig das Milieu eines weit verbreiteten Typus der modernen Mittels-standsmutter:

Wie ich unter die Mütter fiel? Ein Rundruf – gefürchtetes Instrument der Mütterinfrastruktur, das darin besteht, daß man anrufen muß, weil man angerufen wird – erreichte mich und lud mich, mein dreimonatiges Kind, ein bißchen ‚gute Laune‘ und einige Kekse zu einer Versammlung ein. Ich erschien zur ver-

abredeten Zeit mit dem Kind, keinen Keksen, durchaus aber in guter Laune in einer dieser kleinen Landwohnungen, die „unser Haus“ genannt werden, weil drumrum ein ehemaliger Stall seine Großräumigkeit verbreitet. Der Raum war drapiert mit Stoffen aller Art, Decken, Schlafsäcken, Kissen, weißen und gefärbten Windeltüchern; mit zweiköpfigen symbiotischen Wesen, eins groß, eins klein, und mit hochstimmigen, unartikulierten Lauten. Nach geraumer Zeit wandten mir einige der Doppelwesen den größeren Kopf zu, um ihn sogleich wieder mit dem kleineren zusammenzustecken.

Dieckmann schreibt ihre „Topographie des Mutterlands“ im Stil einer ethnographischen Beschreibung, deren Witz besonders durch den quasi zoologischen Blick der teilnehmenden Beobachterin entsteht:

Ich begriff: Um erkennbar zu werden, hatte ich mich eine Etage tiefer, auf die horizontale Ebene also, zu begeben. [...] Ich legte mein Kind auf den Boden und versuchte, ebenfalls eine bequeme Stellung einzunehmen, ohne mich gleich platt auf dem Boden auszustrecken. Mit promptem Erfolg: wenig später fand ich mich in einem Dickicht sogenannter Stillgespräche wieder. Intime Geständnisse wie ‚Er kommt jede Stunde‘ oder abenteuerliche Berichte aus der Jagd- und Forstsphäre (‚Das Anlegen ist für mich das Schönste, aber es ist am Anfang gar nicht so einfach‘) streiften mein Ohr, während allenthalben Brüste ausgepackt wurden. Die Stimmung war friedlich, abgesehen von einigen wenigen Unmutsäußerungen, die den an die Versorgungskörper angeschlossenen Babyköpfen gurgelnd entfuhrten, Äußerun-

gen übersättigten Verdrusses. Eine geschäftige Idylle: gemeinsames Rollen auf dem Fußboden, In-die-Hocke-Gehen des ausgewachsenen Symbioseteils, öffnen der Höschen und Windeln, vergnügtes Strampeln und Wasserlassen des kleinen frischgeborenen Teils, Auf- und Zuknöpfen der Still-BHs, säuerlicher Geruch aufgestoßener Milchlachen, süßlicher Geruch der orangegrünen verdauten Milch, heiterer Singsang im Duett der beidseitigen Babylaute.¹⁴

Eine bekannte Verhaltensstörung, mit denen wir es in den westlichen Gesellschaften zu tun haben und die viele Kinder und Jugendliche betrifft, ist das Aufmerksamkeits-Defizit-Hyperaktivitäts-Syndrom (ADHS). Aktuelle Studien belegen, dass die Zahl der ADHS-Diagnosen in Deutschland rasant ansteigt. Nach Angaben der Barmer GEK wurde 2011 bei etwa 620.000 Kindern und Jugendlichen (unter 19 Jahre) in Deutschland die Diagnose ADHS gestellt. Davon waren 472.000 männlichen Geschlechts. Unter Experten gilt ADHS bisweilen als Modediagnose. Problematisch ist der drastische Anstieg der Diagnose-Raten jedoch auch deshalb, weil viele der Betroffenen Methylphenidat verschrieben bekommen, besser bekannt unter dem Markennamen Ritalin.¹⁵ Die Medikalisierung des ADHS-Phänomens droht dabei den Blick auf mögliche gesellschaftliche Ursachen zu verdecken. Nach diesen hat der Philosoph Christoph Türcke gefragt und die These aufgestellt: Unsere ganze Medien- und Informationsgesellschaft ist eine Aufmerksamkeits-Defizit-Kultur.¹⁶ Ähnlich formuliert es der Soziologe Reimer Gronemeyer: Eine erregte Gesellschaft bringt zwangsläufig erregte Kinder hervor.¹⁷ ADHS macht auch deutlich, dass wir den Wert des Kindes an seiner Leistungsfähigkeit messen,

sagt der Kinder- und Jugendpsychotherapeut Klaus-Dieter Grothe.¹⁸

Vor dem Hintergrund zunehmend problematischer und misslingender Sozialisationsbemühungen bei uns ist spannend und eventuell hilfreich wahrzunehmen, was im Umgang mit Kindern im afrikanischen Kontext so anders ist. In Namibia z.B. scheinen alte und neue Sozialisationsformen recht gut zu funktionieren. Verstörte oder verhaltensauffällige Kinder fallen keineswegs ins Auge. Selbst dort nicht, wo aufgrund leidvoller Erfahrungen Sozialisationsdefizite zu erwarten wären, wie etwa bei den AIDS-Waisen. Sind AIDS-Waisen traumatisierte Kinder, wie wir es bei uns in einer vergleichbaren Situation wohl annehmen würden? Das Phänomen ADHS zum Beispiel ist im afrikanischen Kontext weitgehend unbekannt. Warum ist das so? Es scheint so, als ob afrikanische Kinder emotional und was ihre Versorgung betrifft weitaus weniger an ihre leiblichen Eltern gebunden sind, als das bei uns der Fall ist.¹⁹ Mutter können Viele sein, vor allem die Schwestern der Mutter. Sie werden in Namibia auch „meme“ (Mutter) genannt. Jeder Erwachsene, der da ist, der hinschaut, der Zeit hat, ist zuständig, hat Verantwortung. Ein afrikanisches Waisenkind kann durchaus gut in eine Großfamilie eingebettet sein.²⁰ Dabei zeigt der Blick auf afrikanische Sozialisationsformen keineswegs idyllische Verhältnisse: Gewalt- und Missbrauchserfahrungen gehören zum Alltag vieler Kinder in Afrika. Es ist anzunehmen, dass insbesondere die Waisen gefährdet sind, Opfer von Missbrauch und Gewalt zu werden, was mit einem dramatischen sozialen Umbruch zu tun hat. Bislang wurden die meisten Waisen von ihren erweiterten Familien aufgenommen. Durch die Vielzahl der Erkrankten, Verstorbenen und Verwaisten geraten die familialen Strukturen gegenwärtig immer deutlicher an die Grenzen ihrer Belastbarkeit. Darüber hi-

naus werden die Familienzusammenhänge durch Modernisierungsprozesse, wie Arbeitsmigration, Landflucht und Urbanisierung erschüttert. Die sozialen Verwüstungen sind nicht zu übersehen. Namibia, das 1990 unabhängige gewordene Land, hat mit einer Fülle von Problemen zu kämpfen: Die Zerstörung sozialer Zusammenhänge, eine zunehmend klaffende Schere zwischen Arm und Reich, die hohe Verbreitung von HIV/AIDS und die daraus resultierende große Zahl von Waisen und *vulnerable children*, die im Land leben (ca. 250.000 bei einer Gesamtbevölkerung von 2,3 Mio. Menschen). Namibia weist die weltweit höchste Selbstmordrate auf - und das dürfte nicht zuletzt mit der Epidemie und ihren Folgen zusammenhängen. Dennoch wird im Umgang mit der AIDS-Waisen-Krise nach wie vor etwas von dem sozialen Reichtum sichtbar, der sich auf die Kraft der Familie, die Nachbarschaft und die Subsistenzwirtschaft gründet.²¹ Bemerkenswert ist außerdem, dass die Waisen-Krise in Namibia sehr unaufgeregt behandelt wird. Sowohl auf politischer und zivilgesellschaftlicher Ebene als auch bei den betroffenen Familien und Kindern selbst trifft man durchaus nicht auf jene dramatisierende Aufmerksamkeit, die Kinder in Deutschland erfahren. Der gesellschaftliche Diskurs und der Umgang mit Kindern in Namibia lässt nichts von dem hysterischen Klima erkennen, dass das Thema Kinder bei uns umgibt. Unsere aufgeheizten Emotionen gegenüber Kindern machen es uns dagegen schwer zu begreifen, dass familiäre Bindungen im afrikanischen Kontext nicht in erster Linie auf Emotionen gründen, sondern dass sie anders gestaltet sind. Zum Beispiel haben Kinder in Afrika eine andere Funktion für ihre Eltern als Kinder bei uns. Sie sind keine emotionale Ressource, sie müssen nicht Sinnersatz und Lebensinhalt sein, sie sind nicht dazu da, ihre Eltern emotional zu stabilisieren. Sie werden gebraucht, weil sie Pflichten haben.

Sie haben für das physische Überleben der Familien eine wichtige Bedeutung: Sie sind Arbeitskräfte und Altersvorsorge und tragen von klein auf Verantwortung für die Gemeinschaft. Hingegen stehen Kinder bei uns einerseits im Zentrum der Aufmerksamkeit, gleichzeitig bleibt ihnen eine ernsthafte, also sinn- und verantwortungsvolle Teilhabe an der Gemeinschaft verwehrt. Sie wird ihnen weder zugemutet noch zugetraut. Kinder werden immer mehr zu geplanten, gemanagten Projekten. Die Möglichkeit zur Selbsttätigkeit - als ein Merkmal der *Conditio Humana* - wird im Konsumismus erstickt. Für die Gesellschaft - ein vergeldlichtes, körperloses, entlokalisierendes Abstraktum - sind sie in erster Linie eine Ressource für den zukünftigen Erhalt des Wirtschaftsstandorts Deutschland. „Bereits in der Schule soll über das Schicksal entschieden werden: Humanressource oder Kostenfaktor?“²²

Vielleicht ist Sozialisation auch deshalb bei uns so schwierig geworden, weil Kinder und Jugendliche die ihnen auferlegte Lähmung und Funktionalisierung, ihren Weltverlust, wahrnehmen. Hinzu kommt: In einer Gesellschaft, die versucht von der *Conditio Humana* abzuweichen, haben Kinder es ohnehin schwer, diese zu erfahren. Mit der Abschaffung der *Conditio Humana* droht jedoch auch das Lebendige zum Verschwinden gebracht zu werden.

Anmerkungen:

¹ Keller, Heidi (2009): *Die Rolle positiver Emotionen in der frühen Sozialisation. Eine kulturvergleichende Analyse*. In: *Psychotherapeut* (54), S. 101-110.

² „Was man die Kinder heißen soll“ ist ein dialekt-geprägter Ausdruck, der meint „was man von ihnen verlangen kann“.

³ Foucault, Michel (2009): *Psychologie und Geisteskrankheit*. Frankfurt a. M., 14. Auflage, S. 122f.

⁴ Ebd.

⁵ Vgl. Aly, Monika (2008): *Fürsorgliche Belagerung. Das Drama des modernen Kindes*. In: *Ästhetik & Kommunikation*, Jg. 39 (142).

⁶ Vgl. Albrecht-Heide, Astrid (2008): *Gedanken zur Kindheit als Investitionsphase*. In: *Ästhetik & Kommunikation*, Jg. 39 (142), S. 43-48.

⁷ Vgl. Podjavorsek, Peter (2012): *Helikopter-Eltern. Werden unsere Kinder überbehütet?* Zeitfragen, Deutschlandradio Kultur, 03.09.2012. Manuskript zur Sendung unter URL: http://www.deutschlandradiokultur.de/bitte-landen.976.de.html?dram:article_id=219450 (Zugriff am 15.11.2013)

⁸ Korczak, Janusz (1967): *Wie man ein Kind lieben soll*. Göttingen, S. 44.

⁹ Podjavorsek, *Helikopter-Eltern. Werden unsere Kinder überbehütet?*, a. a. O. S. 5ff.

¹⁰ Jared Diamond zit. in: Gürtler, Detlef (2012): *Was früher alles besser war*. URL: www.freitag.de/autoren/der-freitag/was-frueher-alles-besser-war (Zugriff am 15.11.2013)

¹¹ Vgl. Lancy, David L. (2008): *The Anthropology of Childhood. Cherus, Chattel, Changelings*. Cambridge, S. 25-26, S. 121, S. 77.

¹² Vgl. Winterhoff, Michael (2008): *Warum unsere Kinder Tyrannen werden. Oder: Die Abschaffung der Kindheit*. Gütersloh, 6. Auflage.

¹³ Dieckmann, Dorothea (1993): *Unter Müttern. Eine Schmähschrift*. Berlin, S. 102.

¹⁴ Vgl. Ebd., S. 21-23.

¹⁵ Vgl. Aufmerksamkeitsstörung bei Kindern: Zahl der ADHS-Diagnosen steigt rasant. Spiegel online 29.01.2013: <http://www.spiegel.de/gesundheit/diagnose/barmerr-anstieg-bei-aufmerksamkeits-defizit-adhs-a-880255.html>

¹⁶ Türcke, Christoph (2012): *Hyperaktiv! Kritik der Aufmerksamkeits-Defizit-Kultur*. München

¹⁷ Vgl. Gronemeyer, Reimer (2012): [Himmel, der] (lat. caelum) Sehnsucht nach einem verlorenen Ort. München, S. 52-54

¹⁸ So Dr. Klaus-Dieter Grothe in einem Gesprächskreis in Niederkleen am 13.08.2012

¹⁹ Viele afrikanische Kinder wachsen nicht bei ihren leiblichen Eltern auf. Es herrscht die Meinung vor, dass es für Kinder nicht gut sei, die Kindheit ausschließlich bei den leiblichen Eltern zu verbringen. Unter dem Einfluss europäischer Vorstellungen ändert sich diese traditionelle Auffassung jedoch allmählich. Vgl. hierzu z.B. Alber, Erdmute: Veränderungen von Kindheit und Elternschaft bei den Baatombu in Westafrika. In: Kinder in Afrika (2005). Oldenburg, S. 136-154

²⁰ David Lancy hält den AIDS-Waisenbegriff für problematisch, da Waisen in Afrika durchaus gut eingebunden sein können in die Großfamilie,

während Nicht-Waisen umgekehrt ebenso wie Waisen in äußerst prekären Verhältnissen leben können. (Lancy a.a.O., S. 362)

²¹ Vgl. hierzu Who takes care? Children of Crisis. Essays by Namibian Learners (2013). Ed. by Michaela Fink and Reimer Gronemeyer. Windhoek/Namibia. Dieses Buch ist entstanden im Kontext des Forschungsprojekts „AIDS-Waisen im Südlichen Afrika (Namibia): Soziale Krisen und soziale Kräfte“ (Reimer Gronemeyer, Michaela Fink und Julia Erb, Institut für Soziologie, Justus-Liebig-Universität Gießen). Gefragt wird in dem dreijährigen Projekt nach dem gesellschaftlichen Umgang Namibias mit der Waisenkrise. Förderer ist die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG).

²² So Wolfgang Polkowski in einem Gesprächskreis Niederkleen am 13.08.2012

Philipp Kumria

Conditio humana und Welternährung

Heute findet sich die Menschheit mit der Monokultur ab. Sie schickt an, die Zivilisation in Massen zu erzeugen wie Zuckerrüben. Und bald werden diese auch ihr einzige Nahrung sein.

Lévi Strauss: Traurige Tropen

Die globale Landwirtschaft und damit das gesamte Welternährungssystem befinden sich heute am Scheideweg. Im Zentrum steht dabei die Frage, wie Landwirtschaft, die noch immer für etwa 2,5 Milliarden Menschen die Existenzgrundlage bildet und auch in Zukunft bilden wird, für Entwicklung in dem Sinne genutzt werden kann, dass vor allem Hunger und Unterernährung beseitigt werden. Bemühungen der Weltgemeinschaft, versammelt unter dem Dach der Vereinten Nationen, das Problem des Welthungers zu lösen, haben bisher keine nennenswerten Erfolge vorzuweisen. Dabei mangelt es nicht am nötigen Wissen, denn unzählige Konferenzen, UN-Berichte und Strategiepapiere haben sich im Laufe der Jahrzehnte angesammelt. Schon die Welternährungskonferenz der Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen (FAO) von 1974 setzte sich das Ziel, den Hunger zu beseitigen. Doch die 2008 weltweit einsetzende Finanz- und Wirtschaftskrise hat die Anzahl der Hungernden auf die unvorstellbare Zahl von einer Milliarde Menschen anwachsen lassen und damit der Weltöf-

fentlichkeit eindringlicher denn je offenbart, dass dieses Unterfangen sich bislang als illusorisch erwiesen hat. Gleichzeitig weist dieselbe Anzahl der Menschen – zumeist in den Wohlstandszonen der Industrie- und so genannten Schwellenländern lebend – eine Überernährung auf.

Wir haben es gegenwärtig mit einer multidimensionalen Krise zu tun, die verdeutlicht, wie sehr einzelne Teilbereiche wie Ernährung, Finanzen und Ökologie, um nur ein paar zu nennen, miteinander verwoben sind und sich wechselseitig beeinflussen. So hat der Drang von Investoren nach Finanzanlagemöglichkeiten weltweit eine neue Landnahme entfacht, da Land in Zeiten einer wachsenden Weltbevölkerung hohe Renditen verspricht. Auf einem Großteil dieser Flächen werden Energiepflanzen angebaut, die als neuer Rohstoff die Raffinerien unserer westlichen Zivilisationen unabhängiger von fossilen Brennstoffen machen sollen. Der Anbau hat oft gravierende ökologische Folgen, aber auch sozioökonomisch geht er mit einer weiteren Marginalisierung von Kleinbauern einher, die gezwungen sind als Landarbeiter auf den Plantagen dieser neu entstehenden Industrien zu arbeiten.

Wir können wir auf diese Entwicklungen reagieren, welche Konzepte versprechen uns Abhilfe? Bezogen auf das Welternährungsproblem möchte ich in diesem Beitrag versuchen, Bezüge zur *conditio huma-*

na – zur Bedingung menschlichen Lebens – herzustellen. Was kann sie uns in Zeiten des transnationalen Kapitalismus sagen? Dazu werde ich in einem ersten Schritt versuchen aufzuzeigen, dass gegenwärtig eine Weltverwertungsmaschinerie unaufhaltsam versucht, die Welternährung und damit die Grundlagen des menschlichen Lebens, die Agrikultur, zu kontrollieren, um sie in ein Geschäftsmodell zu transformieren. Getrieben ist die Maschinerie von vielseitigen Interessen, darunter auch noblen Zielen, wie die Abschaffung des weltweiten Hungers. Gebildet wird sie aus einem vielschichtigen Nexus aus vor allem einflussreichen Industriestaaten, internationalen Entwicklungsorganisationen, der transnationalen Agroindustrie und philanthropischen Organisationen. In einem zweiten Schritt werde ich versuchen mit dem Begriff der Ernährungssouveränität, den ich als eine *conditio humana* interpretiere, eine andere Perspektive auf das Themenfeld Welternährung zu entwickeln. Der Beitrag will jedoch keineswegs suggerieren, dass einfache Antworten auf die vielfältigen Fragen im Zusammenhang mit Ernährungssicherung existieren. Es soll jedoch dargelegt werden, dass abseits von konventionellen Ansätzen der landwirtschaftlichen Entwicklung (Stichwort Grüne Revolution), die seit über 50 Jahren den internationalen Diskurs dominieren, neue mutige Wege und Antworten auf die Herausforderungen der Zukunft notwendig sind.

Globalisierung und die internationale Politik der ländlichen Entwicklung

Die Landwirtschaft ist heute in vielen Teilen der Welt weiterhin für die Lebenswelt der Menschen bedeutsam. Trotz einer im globalen Maßstab zunehmenden Urbanisierung und Industrialisierung erwirtschaften 2,5 Milliarden Menschen – das ist ca. ein Drittel der Menschheit – ihren Lebensunterhalt direkt oder indi-

rekt im landwirtschaftlichen Sektor.¹ Anders als in Europa, Nordamerika und Teilen Asiens, wo sich mit dem „Untergang des Bauerntums“ – wie der Sozialhistoriker Eric J. Hobsbawm in seinem Buch *Zeitalter der Extreme* formulierte – in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein dramatischer und weitreichender sozialer Wandel vollzogen hat, „der uns für immer von der Welt der Vergangenheit getrennt hat“², gilt dies für einen Großteil der Entwicklungsländer eben gerade nicht. Betrachtet man das ursprünglich auserkorene Ziel der Entwicklungspolitik, den ‚unterentwickelten Gebieten‘ den Weg einer am Produktions- und Konsummodell des Westens angelehnten Entwicklung zu bahnen, kann die Schlussfolgerung gezogen werden, dass diese Entwicklungspolitik gescheitert ist.

Ländliche Entwicklung als Beitrag zum industriellen Wachstum

Eine derartige Entwicklungspolitik verlangt konsequenterweise für den Bereich der Landwirtschaft, dass sich ländliche Entwicklung über die Herausbildung einer industrialisierten und kapitalistisch strukturierten Landwirtschaft zu vollziehen habe. Dieses daher so evolutionistische Entwicklungsparadigma wird bis heute von allen wichtigen internationalen Entwicklungsorganisationen nahezu uneingeschränkt befürwortet und nicht in Frage gestellt. Besonders deutlich wird dieses Entwicklungsverständnis am Beispiel der Weltbankgruppe. Sie stellt eine der großen und einflussreichen Globalisierungsinstitutionen dar: Zum einen ist sie eine bedeutende und global agierende ‚Denkfabrik‘ hinsichtlich der Konzeption von Entwicklungspolitik, zum anderen tritt sie auch als multilaterale Geberorganisation auf und ist mit bedeutenden finanziellen Ressourcen ausgestattet.

In ihrem 2008 erschienenen Weltentwicklungsbericht widmete sich die Weltbank nach über 25 Jahren wieder dem Thema *Agrarwirtschaft für Entwicklung*. Das evolutionistische Verständnis der Weltbank beschränkt sich dabei nicht nur auf die Landwirtschaft selbst: Das übergeordnete Ziel der Länder müsse sein, die Bedeutung der Landwirtschaft im Entwicklungsprozess zurückzudrängen und durch Urbanisierung und Industrialisierung in ‚höhere‘ Länderkategorien aufzusteigen.³ Dieses Entwicklungsverständnis ist eng an Walt Whitman Rostows Fünf-Stufenmodell wirtschaftlicher Entwicklung angelehnt, das zu den klassischen Entwicklungstheorien der Modernisierung durch Wachstum gehört. Ausgehend von einer vormodernen, traditionellen Gesellschaft, welche durch die Abstinenz von Technologien mit bestimmten Produktivitätsgrenzen konfrontiert ist, entwickeln sich Gesellschaften demnach über verschiedene, aufeinanderfolgende Stadien des wirtschaftlichen Wachstums. Am Ende dieses evolutionären Prozesses entsteht somit eine durch Industrialisierung und Massenkonsum geprägte Gesellschaft.⁴

Eine Grüne Revolution zur Ernährung der Welt

Im Rahmen dieses Ansatzes avancierte die technologisch induzierte Produktivitätssteigerung zum Hauptinstrument für die Bekämpfung des Welthungers: Mehr Nahrungsmittel, weniger Hunger lautete die Devise. Und tatsächlich ermöglichte eine Grüne Revolution auf den Ackerflächen der industrialisierten und ‚unterentwickelten‘ Welt ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine steigende Weltbevölkerung mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Grundlage für diese Grüne Revolution war der verstärkte Einsatz von stickstoffbasierten Düngemitteln. Allein zwischen dem Zweiten Weltkrieg und den 1960er Jahren verdreifachte sich

die Menge der weltweit eingesetzten Düngemittel, die sich vor allem auf die Landwirtschaft in den Industrieländern konzentrierte. Später erfasst die ‚Chemisierung‘ der Landwirtschaft die so genannte Dritte Welt: So verzehnfachte sich hier zwischen 1961 und 1984 der Düngemiteleinsatz.⁵ In Kombination mit modernen Hohertragssorten und mechanisierten Anbaumethoden entfaltete die Grüne Revolution ihr produktivistisches Potential. Die heutigen Debatten um die Zukunft der Welternährung kreisen, so die hier formulierte These, viel zu oft nur um das Paradigma des Produktivismus. Vergessen wird dabei, dass die Ursachen von Hunger und Unterernährung komplexer und vielschichtiger Natur sind. Hunger ist in vielen Gesellschaften nicht einfach Folge eines zu geringen Nahrungsmittelangebots, sondern vielmehr Ausdruck sozialer und wirtschaftlicher Schieflagen, welche sich an einem mangelnden Zugang zu Lebensmitteln und produktiven Ressourcen zur eigenständigen Lebensführung manifestieren. Die produktivistische Grüne Revolution vermochte zwar oberflächlich betrachtet das Angebot von Nahrungsmitteln zu erhöhen, doch die sozialen und ökologischen Folgen der damit einhergehenden Intensivierung und Industrialisierung der Landwirtschaft werden von den Befürwortern kaum berücksichtigt.

Von den Neuerungen der Grünen Revolution – teures Hochleistungssaatgut in Kombination mit Düngemitteln, Pestiziden und künstlichen Bewässerungssystemen – profitierten vor allem reichere Bauern, welche die nötigen finanziellen Ressourcen aufbrachten, um diese ‚Inputs‘ am Markt kaufen zu können.⁶ Hierin wird deutlich, dass über die Grüne Revolution die traditionelle Landwirtschaft einer marktwirtschaftlich-kapitalistischen Transformation unterzogen wurde. Dies veranschaulicht die Rolle des Saatgutes: Über die gesamte agri-

kulturelle Geschichte der Menschheit wurde Saatgut als öffentliches und nichtkommodifiziertes Gut behandelt.⁷ Als Ausgangspunkt der Lebensmittelerzeugung ist Saatgut daher eine der wertvollsten natürlichen Ressourcen der Bauern und grundlegend für eine erfolgreiche landwirtschaftliche Produktion. Diese Kontrolle und Verfügungsgewalt seitens der Bauern wurde während der Grünen Revolution ersetzt durch ein marktwirtschaftliches System, das den Bezug von Saatgut über kapitalistisch strukturierte Transaktions- und Reproduktionsmuster monetarisierte. Die modernen Hohertragssorten, die seit der Grünen Revolution angewandt werden, lassen sich nicht durch neue Aussaat wiederverwenden, sondern müssen von den Bauern jedes Jahr aufs Neue zugekauft werden. Diese Inwertsetzung des Saatgutes sowie die Chemisierung der Landwirtschaft hatten zur Folge, dass ein agroindustrieller Komplex entstanden ist, der vor allem durch große transnationale Unternehmen repräsentiert wird und dabei eine außerordentlich hohe ökonomische und politische Macht auf sich vereint. Das Landwirtschaftsmodell, das dieser agroindustrielle Komplex vertritt, ist ein produktorientiertes, bei dem die Unternehmen sich als Dienstleister der industriellen Landwirtschaft bzw. für die Industrialisierung dieser verstehen, da sie die dafür benötigten Betriebsmittel vom Hohertragssaatgut über die dazu passenden Pflanzenschutzmittel zur Verfügung stellen. Einer der bekanntesten unter ihnen ist der in den Vereinigten Staaten von Amerika beheimatete Agrokonzern Monsanto, dessen aggressives Geschäftsmodell im Wesentlichen auf der in den 1990er Jahren aufkommenden ‚Gen-Revolution‘ basiert. Gentechnisch verändertes Saatgut stellt heute ein Milliarden-Markt dar und Monsanto ist in diesem gewinnträchtigen Segment der Marktführer, daher versucht das Unternehmen mit allen Mitteln, die moderne Biotechnologie weltweit

voranzutreiben und sie als unverzichtbare Technologie zur Bekämpfung des Welthungers darzustellen.

Wie sehr die Agroindustrie den Entwicklungsdiskurs im Bereich der Landwirtschaft beeinflusst, zeigt sich an engen inhaltlichen und personellen Verflechtungen globaler Initiativen mit der Privatwirtschaft. Die von der Rockefeller Stiftung und der Bill und Melinda Gates Stiftung 2006 gemeinsam gegründete *Allianz für eine grüne Revolution in Afrika* (AGRA) bedient auffallend die Interessen der Industrie. So hat die Gates-Stiftung 2006 mit Robert Horsch einen der führenden Monsanto-Wissenschaftler im Bereich der Biotechnologie zum Programmverantwortlichen für den Bereich Subsahara Afrika gemacht. Gleichzeitig hält die Gates-Stiftung ein Aktienpaket von über 500.000 Stück am Monsanto-Konzern. Diese Nähe der beiden Akteure kommt nicht von ungefähr, schreibt der Aktivist Raj Patel, da sich „beide ein Modell der Landwirtschaft zu eigen machen, in dem die Bauern an einem Wissensdefizit leiden, in dem Saatgut wie kleine Softwareperlen programmiert werden kann, um dieses Wissen dann für kommerzielle Zwecke einzusetzen“.⁸

Die jüngste Offensive stellt die von dem US-amerikanischen Präsidenten Barack Obama ins Leben gerufene G8-Initiative *Neue Allianz für Ernährungssicherheit*. Sie soll Privatwirtschaft, afrikanische Regierungen und G8-Staaten an einen Tisch bringen. Eingeladen wurden führende Unternehmen der globalen Agroindustrie. Diese Tatsache verdeutlicht damit die Zielrichtung der Maßnahmen der führenden Industrienationen, die bei der Bekämpfung von Hunger einseitig auf Lösungen setzen, die sich als Geschäftsideen der Industrie verkaufen lassen. Wie weit tatsächlich diese unter maßgeblichen Einfluss der Industrie entwickelten Strategien greifen, zeigt der Blick in

eines der Papiere, das für das Partnerland Mosambik entworfen wurde: Als politische Maßnahme fordert die G8-Allianz Mosambik auf, die kostenlose Abgabe von nicht-verbesserten Saatgut zu unterbinden, um damit politisch die Weichenstellungen für Investitionen der internationalen Saatgutindustrie zu erleichtern.⁹

Exportorientierung und Agrarhandel im Zeitalter der Globalisierung

Die Landwirtschaft ist heute Teil der alle möglichen Bereiche durchdringenden ökonomischen Globalisierung, dessen theoretisches Fundament der Neoliberalismus bildet. Die Grundidee des Neoliberalismus ist die einer globalen Marktgesellschaft auf Basis der ökonomischen Rationalität eines *homo economicus*. So ist es gerade diese Kernidee des Neoliberalismus, die der menschlichen Bedingung, der *conditio humana*, widerspricht. Zwar ist die Ökonomie schon immer ein menschliches Tätigkeitsfeld gewesen, doch war sie immer eingebettet in gesellschaftliche bzw. sozio-kulturelle Kontexte. Die Globalisierung und die damit einhergehenden Prozesse kehren dieses Konstrukt um. Die Gesellschaft und ihre zugehörigen Teilsysteme werden nun Subsysteme der Ökonomie. Für die landwirtschaftlichen Erzeuger bedeutet dies – egal ob Genossenschaften, familiale kleinbäuerliche Haushalte oder betriebliche Großfarmen –, dass durch den zunehmenden Abbau von Handelsschranken die Wettbewerbsfähigkeit zum dominierenden Referenzrahmen des landwirtschaftlichen Handels wird. Darüber hinaus basiert die Politik der Weltmarktorientierung zur Lösung des Hungerproblems auf Lehrbuchmodellen des Freihandels, die keinerlei Bezug zu den realen Bedingungen in Entwicklungsländern haben. Wie der UN-Sonderbeauftragte für das Recht auf Nahrung Oliver de Schutter betont, ist Hunger in erster

Linie eine Folge des unzureichenden Zugangs zu Nahrungsmitteln und daher vornehmlich unter distributiven Gesichtspunkten zu betrachten. Wenn Menschen nicht über die nötige Kaufkraft verfügen, um Nahrungsmittel zu vernünftigen Preisen zu kaufen, oder wenn sie nicht in die Lage versetzt werden, selbst ausreichend Nahrungsmittel zu erzeugen, dann vermag auch der liberalisierte Handel am Hungerproblem nichts zu ändern.¹⁰

Ernährungssouveränität und *conditio humana*

Ausgehend von dieser Kritik werde ich nun eine andere Perspektive auf das Themenfeld Welternährung vorstellen, die Bezüge zu einer *conditio humana* erkennen lässt.

In ihrem vielbeachteten Buch *Vom Mythos des Hungers* plädierten Joseph Collins und Frances Moore Lappe bereits 1977 als Reaktion auf die Welternährungskrise Anfang der 1970er Jahre für eine Abkehr von weltmarktorientierten Entwicklungsstrategien und setzten die Lebensmittelselbstversorgung mit Agrarentwicklung gleich. Die Autoren lehnten den Handel und Export von landwirtschaftlichen Erzeugnissen dabei nicht per se ab, sondern diese „sollen erst erfolgen, nachdem die landwirtschaftlichen Ressourcen in den Händen der Menschen sind, die zuerst ihren eigenen Nahrungsbedarf befriedigen“.¹¹ Dieser Ansatz von Collins und Lappe ist Teil der in den 1970er Jahren von vielen Akteuren verstärkt aufkommenden Kritik an den vorherrschenden Strukturen der Weltwirtschaftsordnung, die für die wirtschaftlichen und sozialen Probleme in der so genannten Dritten Welt verantwortlich gemacht wurden. Die Idee einer verstärkt autozentrierten, also im ökonomischen Sinne binnenmarktorientierten, Entwicklung¹² wurde in den 1990er Jahren von einer sich neukonsti-

tuierenden transnationalen Bauernbewegung (La Via Campesina) aufgegriffen, welche die Agrarfrage im Zeitalter der neoliberalen Globalisierung mit der Begrifflichkeit der Ernährungssouveränität bis heute entscheidend geprägt hat. La Via Campesina (zu deutsch „der bäuerliche Weg“) kann als Gegenbewegung zur – wesentlich durch die neoliberale Globalisierung bestärkten – Industrialisierung der Landwirtschaft verstanden werden, welche dem Prozess des Aussterbens der kleinbäuerlichen Landwirtschaft mit der Formulierung eines Existenzrechts dessen zu entgegnen versucht.

2007 organisierte La Via Campesina in Nyéléni/Mali einen Gipfel zur Ernährungssouveränität, der Vertreter von Kleinbauernorganisationen aus der ganzen Welt zusammenbrachte. In der sehr kämpferischen Abschlusserklärung ist eine umfassende Beschreibung von Ernährungssouveränität zu finden:

Ernährungssouveränität ist das Recht der Völker auf gesunde und kulturell angepasste Nahrung, nachhaltig und unter Achtung der Umwelt hergestellt. Sie ist das Recht auf Schutz vor schädlicher Ernährung. Sie ist das Recht der Bevölkerung, ihre Ernährung und Landwirtschaft selbst zu bestimmen. Ernährungssouveränität stellt die Menschen, die Lebensmittel erzeugen, verteilen und konsumieren, ins Zentrum der Nahrungsmittelsysteme, nicht die Interessen der Märkte und der transnationalen Konzerne. Sie verteidigt das Wohlergehen kommender Generationen und bezieht sie ein in unser vorsorgendes Denken. Sie ist eine Strategie des Widerstandes und der Zerschlagung derzeitiger Handels- und Produktionssysteme, die in den Händen

multinationaler Konzerne liegen. Die Produzierenden sollen in ihren Dörfern und Ländern ihre Formen der Ernährung, Landwirtschaft, Vieh- und Fischzucht selbst bestimmen können. Ernährungssouveränität stellt lokale und nationale Wirtschaft und Märkte in den Mittelpunkt. Sie fördert bäuerliche Landwirtschaft, Familienbetriebe sowie den traditionellen Fischfang und die Weidewirtschaft. Erzeugung, Verteilung und Verbrauch der Lebensmittel müssen auf sozialer, wirtschaftlicher und umweltbezogener Nachhaltigkeit beruhen. Ernährungssouveränität fördert transparenten Handel, der allen Völkern ein gerechtes Einkommen sichert und den KonsumentInnen das Recht verschafft, ihre Nahrungsmittel zu kontrollieren. Sie garantiert, dass die Nutzungsrechte auf Land, auf Wälder, Wasser, Saatgut, Vieh und Biodiversität in den Händen jener liegen, die das Essen erzeugen. Ernährungssouveränität bildet und stützt neue soziale Beziehungen ohne Unterdrückung und Ungleichheit zwischen Männern und Frauen, Völkern, ethnischen Gruppen, sozialen Klassen und Generationen.¹³

Wie aus dieser Beschreibung zu erkennen ist, basiert Ernährungssouveränität auf einem stark rechteorientierten Ansatz, der die Produzenten von Nahrungsmitteln und die sozialen und kulturellen Dimensionen der Landwirtschaft und des daraus erwachsenden Ernährungssystems in den Vordergrund stellt. Ernährungssouveränität unterscheidet sich daher fundamental vom Konzept der Ernährungssicherheit, das von der FAO ins Leben gerufen wurde, und zum Jargon der supranationalen und internationalen Akteure geworden ist.¹⁴ Ernährungssicherheit umfasst nach FAO Definition, „den zu allen Zeiten ungehinderten physischen, sozialen und

ökonomischen Zugang zu ausreichender, sicherer und ausgewogener Nahrung, um ein aktives und gesundes Leben zu führen“.¹⁵ Wie diese Ernährungssicherheit in der Praxis realisiert wird, dass heißt wer und mit welchen Methoden letztendlich die nötigen Nahrungsmittel produziert, wird in diesem Konzept nicht berücksichtigt. Eine konsequente Umsetzung von Ernährungssouveränität würde zumindest im Bereich der Landwirtschafts- und Ernährungspolitik einen Prozess der ‚Deglobalisierung‘ auslösen. Das sich dies im Kern gegen das neoliberale Projekt und die Interessen der transnationalen Agrarindustrie richtet, ist offensichtlich.¹⁶

Im politischen Konzept der Ernährungssouveränität findet sich darüber hinaus eine generelle Anerkennung der Landwirtschaft als wichtiges Tätigkeits- und Erfahrungsfeld des Menschen mit seiner Natur. Dies stellt eine wichtige Dimension der *conditio humana* dar. Es ist gerade die kapitalistisch orientierte industrielle Landwirtschaft, die ihren Produktivismus aus der übermäßigen Belastung der natürlichen Ressourcen dieses Planeten speist, weil sie die Landwirtschaft auf seine ökonomische Dimension reduziert. Ernst Friedrich Schumacher, einer der bedeutendsten Kritiker der technischen Zivilisation, schrieb in seinem 1973 veröffentlichten Buch *Die Rückkehr zum menschlichen Maß*, dass zur

*landwirtschaftlichen Tätigkeit mehr gehört als das Erreichen von Einkommen und das Senken der Kosten. Es geht um die gesamte Beziehung zwischen dem Menschen und der Natur, die ganze Lebensweise einer Gesellschaft, um Gesundheit, Glück und Harmonie des Menschen sowie die Schönheit seiner natürlichen Umwelt.*¹⁷

Schumacher warnte davor, „die Grundsätze der Industrie auf die Landwirtschaft anzuwenden“ und die „metaphysische Position des simplen Materialismus ein[zun]ehmen, für den die mit Geld bewerteten Kosten und das in Geld ausgedrückte Einkommen die entscheidenden Kriterien und bestimmenden Größen menschlichen Tuns sind“.¹⁸

Genau aus diesem Grunde ist eine moderne an die *conditio humana* angelehnte Perspektive erforderlich, die den ökonomischen Reduktionismus ablehnt, aber die ökonomische Bedeutung der Landwirtschaft keineswegs negiert, um sie vor allem für die Hungerbekämpfung nutzbar zu machen. Die Zukunft des Welternährungssystems liegt daher vielmehr in einer agrarökologisch ausgerichteten kleinbäuerlichen und regionalisierten Landwirtschaft, um die vielen Ziele der Landwirtschaft – Hunger und Armutsbekämpfung, nachhaltige Entwicklung im Sinne einer ressourcenschonenden und klimaverträglichen Nahrungsmittelerzeugung – zu verwirklichen.

Anmerkungen:

¹ Weltbank (2008): *Weltentwicklungsbericht. Agrarwirtschaft für Entwicklung*: Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn, S. 3.

² Hobsbawm, Eric J. (1995): *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*. München, S. 365.

³ Weltbank, *Weltentwicklungsbericht*, a. a. O., S. 4ff.

⁴ Vgl. Rostow, Walt W. (2008 [1960]): *Die fünf Wachstumsstadien – eine Zusammenfassung*. In: Fischer, Karin; Hödl, Gerald; Sievers, Wiebke (Hrsg.): *Klassiker der Entwicklungstheorie. Von Modernisierung bis Post-Development*. Wien, S. 40-52.

⁵ Vgl. Montgomery, David R. (2010): *Dreck. Warum unsere Zivilisation den Boden unter den Füßen verliert*. München, S. 257.

⁶ Vgl. Das, Raju J. (2002): *The green revolution and poverty. A theoretical and empirical examination of the relation between technology and society*. In: Geoforum Nr. 33, S. 58 und Montgomery Dreck, a. a. O., S. 259.

⁷ Vgl. Kloppenburg, Jack (2010): *Impeding Dispossession, Enabling Repossession: Biological Open Source and the Recovery of Seed Sovereignty*. In: Journal of Agrarian Change, Vol. 10 (3), S. 367–388, hier S. 370.

⁸ Patel, Raj; Holt-Gimenez, Eric; Shattuck, Annie (2009): *Das Ende von Afrikas Hunger* (o.A.). URL:http://www.weltagrarbericht.de/fileadmin/file_s/weltagrarbericht/Nation_Das_Ende_v_Afrikas_Hunger_200909.pdf [02.11.2011].

⁹ Vgl. G8 New Alliance for Food Security and Nutrition (o.A.): *Cooperation Framework*, S. 5. URL:<http://feedthefuture.gov/sites/default/files/resource/files/Mozambique%20Coop%20Framework%20ENG%20FINAL%20w.cover%20REVISED.pdf> [30.05.2013].

¹⁰ Vgl. de Schutter, Olivier (2009): *International Trade in Agriculture and the Right to Food*. Occasional Papers, Friedrich-Ebert-Stiftung. Genf, S. 10.

¹¹ Collins, Joseph; Lappé, Frances. M. (1980): *Vom Mythos des Hungers. Die Entlarvung einer Legende: Niemand muss hungern*. Frankfurt a. M., S. 397.

¹² Vgl. Senghaas, Dieter (1977): *Weltwirtschaftsordnung und Entwicklungspolitik. Plädoyer für Dissoziation*. Frankfurt a. M.

¹³ Declaration on Food Sovereignty in Nyele-ni/Mali. URL:<http://www.oneworld.at/start.asp?ID=13384> [08.07.2013].

¹⁴ Vgl. Patel, Raj (2009): *What does food sovereignty look like?* In: The Journal of Peasant Studies, Vol. 26 (3), S. 663-706.

¹⁵ FAO (2003): *Trade Reforms and Food Security. Conceptualizing the linkages*. Rome, S. 29. URL:<http://www.fao.org/docrep/005/y4671e/y4671e00.htm> [29.05.2013].

¹⁶ Vgl. Sachs, Wolfgang; Santarius, Tilman (2007): *Slow Trade – Sound Farming. Handelsregeln für eine global zukunftsfähige Landwirtschaft*. Hrsg.: Heinrich Böll Stiftung und Misereor, S. 22f. URL:http://www.boell.de/downloads/ecofairtrade_

[de.pdf](#) [29.11.2013] und Pimbert, Michel (2009): *Towards Food Sovereignty*. International Institute for Environment and Development/London, S. 7 URL:<http://www.iied.org/pubs/pdfs/14855IIED.pdf> [02.11.2011].

¹⁷ Schumacher, Ernst F. (1977): *Die Rückkehr zum menschlichen Maß. Small is Beautiful*. Hamburg, S. 101 f.

¹⁸ Ebd., S. 99 u. 102.

Andrea Newerla

Das Humane bleibt auf der Strecke – Die Taylorisierte Pflegestraße

Ein normaler Morgen in einem hessischen Altenpflegeheim¹: Pfleger Thomas, den ich bei seiner Arbeit begleite, klopft an der Tür von Frau Zimmermann² – eine Bewohnerin mit schwerer Demenz – und geht hinein. Die Bewohnerin liegt noch im Bett und schläft, es ist etwa 7:30 Uhr. Der Pfleger geht auf Frau Zimmermann zu. Vorsichtig zieht er an der Decke – daraufhin wird sie wach und erschrickt leicht. Thomas begrüßt die Bewohnerin mit einem kurzen „Guten Morgen!“. Dann macht er weiter, nimmt die Decke weg, legt diese auf das Sofa, dann noch das Kissen und die Decken, die zur Dekubitusprophylaxe unter der Bewohnerin lagen. Pfleger Thomas fordert mich auf, näher zu kommen: „Schau hier, siehst du das!“. Er zeigt mir die Ferse der Bewohnerin. An einer Stelle ist die Ferse wund, wahrscheinlich durch die Liegeposition. Der Pfleger erklärt mir, dass es schon besser ist, seit er wieder aus dem Urlaub zurück ist, weil er dafür sorgt, dass die Stelle gut gepflegt wird. Dann zieht er der immer noch im Bett liegenden Frau Zimmermann die Hausschuhe an und fordert sie per Handzeichen auf, aufzustehen. Sie streckt ihm die Arme entgegen – routiniert greift er danach und zieht sie hoch. Die Bewohnerin ist nun in Sitzposition. Thomas wendet sich mir zu: „Mal sehen wie fit sie heute ist?“ Dann zieht er sanft an ihren Armen und schiebt seine Füße vor ihre Füße. Frau Zimmermann versucht aufzustehen, schafft es aber nicht. Also greift ihr der Pfleger unter die Arme und zieht sie hoch.

Dann begleitet er sie in Richtung Badezimmer, sie folgt langsam seinen Schritten.

Im Badezimmer angekommen gibt ihr Thomas wieder per Handzeichen die Anweisung, sich am Toilettengriff festzuhalten. Während sie sich dort festhält, entfernt Thomas die Unterhose sowie die Einlage, hebt ihr Nachthemd hoch und schiebt Frau Zimmermann dann in Richtung Toilettensitz. Auffällig ist, dass er kein Wort mit ihr spricht. Alles geschieht non-verbal. Die Bewohnerin sitzt nun auf dem Klo, Thomas verlässt das Badezimmer und zieht die Schiebetür zur Hälfte zu. Er geht zum Schrank und greift nach frischer Kleidung. Als nächstes geht er wieder ins Bad, beginnt Dinge aus dem Bad zu räumen: Erst den Stuhl, dann das Klopapier, zuletzt die Wäsche der Bewohnerin. Ich frage: „Was machst du als nächstes?“. „Frau Zimmermann wird jetzt geduscht“, erklärt er mir. Sie wurde zwar erst gestern geduscht, erklärt er mir, aber wenn er morgens Zeit hat, macht er das gern noch – lieber einmal zu viel als zu wenig ist seine Devise. „Setzt du sie dazu auf den Plastikstuhl, oder wie machst du das bei ihr?“, frage ich weiter. „Nein, ich dusche sie auf dem Klo“, entgegnet er mir. Er erklärt, dass man sich Sachen kompliziert machen kann, obwohl es doch einfach geht – er macht es sich lieber einfach. „Außerdem führen die Bewohner – wenn es so schön warm ist – auch besser ab“, fügt er noch hinzu. „Es ist doch umständlich, die Bewohner tausendmal hin und her zu heben, wenn es doch auch hier auf dem Klo geht.“ Der Boden unter dem Klo

ist ein klein wenig abfällig, auf diese Weise fließt das Wasser besser ab, so seine Erklärung.

Nun zieht Pfleger Thomas Frau Zimmermann das Nachthemd und die Hausschuhe aus, dreht den Wasserhahn der Dusche auf und kontrolliert die Temperatur mit seiner Hand. Er führt den Duschschlauch in Richtung von Frau Zimmermann und hält den Strahl vorsichtig über ihre Hände. „Zu heiß!“, sagt diese knapp aber deutlich. Thomas entfernt die Brause wieder und reguliert die Temperatur etwas herunter und startet einen neuen Versuch. Diesmal scheint es für Frau Zimmermann ok zu sein, denn sie sagt nichts mehr, aber der Pfleger fragt auch nicht nach. Wieder fällt auf, wie wenig er mit der Bewohnerin kommuniziert. Er beginnt sie abzduschen: erst den Kopf, dann den Rest des Körpers. Dann legt er die Brause beiseite, seift Frau Zimmermann erst den Kopf, dann den Rest des Körpers ein. Die Bewohnerin wirkt irgendwie abwesend. Thomas greift wieder zu der Duschbrause und entfernt mit dem Wasser die Seife vom Körper der Frau. Als er fertig ist, hängt er die Brause zurück an die Duschvorrichtung und beginnt sie mit einem Handtuch abzutrocknen. Wieder beginnt er am Kopf und arbeitet sich nach unten durch. Dann legt er das Handtuch unter die Füße der Bewohnerin. Der Pfleger greift nach dem Föhn und beginnt die Haare der Frau zu trocknen. Sowie die Haare trocken sind, hängt er den Föhn zurück und beginnt Frau Zimmermann anzuziehen. Anschließend fordert er sie per Handzeichen auf, aufzustehen. Thomas geht zum Waschbecken und feuchtet einen Waschlappen an, legt ein Handtuch zwischen die Beine von Frau Zimmermann und beginnt mit der Intimpflege: Dazu greift er mit dem Waschlappen zwischen die Beine und beginnt zu schrubben. Ich fühle mich noch unwohler, weil ich mich frage, ob ihr das nicht wehtut.

Sie sagt zwar nichts zu der Situation und reagiert auch auf keine andere Weise. Ich denke mir in dem Moment, wie empfindlich ich als Frau bin, und frage mich, ob sich der Pfleger darüber Gedanken macht. Allerdings traue ich mich nicht, dies zu thematisieren. Also schaue ich weiter einfach zu. Nachdem er sie gewaschen hat, greift er nach dem Handtuch und trocknet sie ab. Wieder wirkt es eher wie ein Schrubben. Abrupt beginnt Thomas das Gespräch mit mir. Er würde ja nichts von dem ganzen „Cremescheiß“ halten. Die Kolleginnen schmieren immer ganz viel, aber er macht das nicht, weil er das bei sich ja auch nicht macht. Und weil er ja immer von sich ausgeht, macht er das eben nicht. Er erklärt mir, dass die Haut sich ja auch mal selbstständig regenerieren muss und Cremes da nur im „Wege“ stehen. Nachdem er die Bewohnerin vollständig abgetrocknet hat, zieht er ihr die Hose hoch und bittet mich, den Rollstuhl herzuschieben, damit er Frau Zimmermann in den Rollstuhl heben kann. Schlussendlich geht er wieder ans Waschbecken, holt die Zahnprothesen aus dem Becher und steckt ihr diese nacheinander in den Mund. Nun ist die Bewohnerin „fertig“ und wir gehen gemeinsam zum Gemeinschaftsraum, wo das Frühstück wartet...

¹ Dieser Auszug eines Feldprotokolls stammt aus dem empirischen Datenmaterial meines Dissertationsprojektes, welches von 2008 in einem hessischen Altenpflegeheim erhoben wurde. Vgl. Newerla, Andrea (2012): *Verwirrte pflegen, verwirrte Pflege? Handlungsprobleme und Handlungsstrategien in der stationären Pflege von Menschen mit Demenz – eine ethnographische Studie*. Berlin.

² Die Namen der Beteiligten wurden geändert.

Friedemann Neumann

Von Verlust und Ungewissheit – Sahrauische Flüchtlingslager als Lebensort

Ich erklimme einen kleinen Hügel, die einzige größere Erhebung in Sichtweite, um mir einen Überblick über die Lage zu verschaffen. Man kann so weit sehen, dass die kleinen Lehmhäuser mit dem Horizont zu einem Strich in der Ferne verschmelzen. Die Sonne wird vom Braunrot des Sandes, der hier bestimmenden Farbe, reflektiert. Es schmerzt in den Augen. Nur ein Büschel Schilfgewächse und ein paar halbverdorrte Sträucher, die entlang der kleinen Flussläufe wachsen, durch welche nach seltenen Regenfällen das Wasser in vielen Verästelungen ins Tal fließt, bilden das einzige schwache Grün. Ein paar alte LKW-Brücken stehen verlassen neben einer halb verfallenen Hütte in der Nähe. Ich zucke zusammen. Hinter meinem Rücken donnert es heftig. Auf einem militärischen Übungsgelände, einige Kilometer weiter, führt die algerische Armee gerade Übungen durch. Das Donnern hallt von den Dächern der Häuser in der Ebene wieder.

Der Ort, von dem ich spreche, ist ein Flüchtlingslager nahe der Stadt Tindouf in Westalgerien. Die Menschen, die hier leben, lebten einst in der Westsahara und nennen sich Sahrauis. Als Spanien die Westsahara 1975 aus der Kolonisierung ‚entließ‘, sahen sich deren Bewohner*innen einer marokkanischen Invasion gegenüber, aufgrund derer – trotz des erbitterten sahrauischen Widerstands durch die Frente Polisario – über 300.000 Menschen flohen. Ein großer Teil dieser Menschen konnte sich in die Lager retten. Schätzungen über die Zahl der im

Lager Lebenden variieren sehr stark. Es ist von 90.000 bis zu 160.000 Sahrauis die Rede.¹ Dort harren sie in einer unwirtlichen Gegend aus – u.a. aufgrund eines durch Marokko sabotierten UN Referendums – und hoffen darauf, eines Tages zurückkehren zu können.

Es ist Wochenende, Samstag. Die Sonne scheint! Man sollte meinen, dies sei nichts Ungewöhnliches in der Wüste, doch hatte ich sie in den Tage zuvor kaum zu Gesicht bekommen. Der starke Wind, der den Sand um die Häuser und Zelte peitscht und die Sonne schon mittags hat verschwinden lassen, hat sich gelegt. Die aus Lehm gebauten Häuser, mit den kleinen Fenstern und Türen aus Blech und Holz, den mit Steinen, Ziegeln und alten Reifen beschwerten Wellblechdächern sind zur Ruhe gekommen und haben die Turbulenzen bis auf ein paar kleinere Schäden gut überstanden. Nachdem man sich die letzten Tage vor allem in den Häusern verkrochen und das drückende, kopfwehverursachende Wetter mehr oder weniger ausgesessen hatte, kommen die Leute nun aus diesen heraus. Überall sieht man sie, den Sand aus den Häusern fegen, Teppiche ausklopfen – es kommt mir vor, als ob das Leben mit einem Schlag zurückgekehrt ist. Nach dem Frühstück, dem Tee und frischgebackenem Brot bin ich froh, zusammen mit meiner Gastschwester einige Besorgungen auf dem Markt machen zu können. Mein Kreislauf ist in den vergangenen Tagen des Herumsitzens eingeschlafen und ich nutze die Chance, mich ein bisschen zu bewegen.

Als ich zurückkomme, sehe ich, dass das Haus der Schwester meiner Gastmutter komplett ausgeräumt worden ist. Die gesamte Einrichtung des Hauses – das wie die meisten Häuser hier drei auf vier Meter groß ist und einen einzigen Raum bildet – liegt auf dem Hof verteilt. Fatimatu² versucht gerade die Klimaanlage, einen ca. 70 x 70 cm großen und ziemlich schweren Metallkasten, von der einen Seite des Hauses auf die andere zu wälzen. Erstaunt und mich meiner Vorurteile bezüglich der geschlechtlichen Arbeitsteilung in den Lagern selbstentlarvend helfe ich ihr dabei. Fatimatu erklärt mir, dass sie die Klimaanlage vor allem im Hochsommer bräuchten, weil es dann so unerträglich heiß werde, dass sich alle nur noch in ihrem Haus aufhalten würden. Das Problem sei allerdings, dass das mittels solar aufgeladener Autobatterien betriebene Gerät durch die Sonne auf dieser Seite des Hauses schnell überhitze, weswegen sie es auf der anderen Seite einbauen wolle. Dazu reißt sie zunächst ein Fenster heraus, um mit diesem auf der anderen Seite des Hauses das Loch, das die Klimaanlage hinterlassen hatte zu verschließen. Wir unterfüttern das Gerät sorgfältig mit Steinen. Fatimatu mischt ein Zement-Lehm-Gemisch in einer schwarzen Wanne an. Kinder aus der Nachbarschaft bringen Wasser, singen und tanzen zur Musik, die aus dem Radio kommt und machen sich einen Spaß daraus die Arbeitenden zu necken. Die Mutter des Hauses kocht Tee, zur Stärkung. Auch mein Gastbruder hilft ein bisschen mit. Während ich zum Essen gerufen werde, arbeitet Fatimatu auch in der Mittagshitze ununterbrochen weiter, betoniert die abgetretene Türschwelle neu, dichtet sorgfältig die Spalte zwischen Wand und Klimaanlage ab, verputzt die Fenster, schließt Lücken an den Wänden. Am Ende des Tages sieht sie müde aus. Sie zeigt mir, nachdem ich von einem kurzen Ausflug zu einem größeren Viehmarkt zurückkomme, halb stolz, halb

scherzend ihr Tagewerk, von dem ich ziemlich beeindruckt bin. Viel Zeit auszuruhen bleibt ihr nicht, da sie am nächsten Tag schon wieder früh zur Arbeit fahren muss.

Fatimatu ist die einzige Person in ihrem Haushalt, die einer mehr oder minder bezahlten Arbeit nach geht. Sie verbringt fünf Tage in der Woche bei einer NGO in Rabuni, dem *Polisario headquarter*, und kümmert sich um die Versorgung von Kindern, die eine Gehbehinderung haben oder Opfer von Landminen geworden sind. Es wird versucht die Betroffenen mit Rollstühlen und Prothesen zu versorgen und ihre medizinische Betreuung und Rehabilitation zu gewährleisten.³ Mit ihrem Job ist Fatimatu unzufrieden. Das Geld, das sie als alleinige Ernährerin der Familie verdient, reiche kaum aus. Ihr Vater ist halbseitig gelähmt – im Krieg gegen Marokko hat ihn eine Kugel ganz in der Nähe des Herzes getroffen. Er lebt in einer Unterkunft für Kriegsversehrte, wird von der Familie mitversorgt und besonders während der Sommermonate regelmäßig besucht. Als ich sie in einem Interview auf ihre handwerklichen Tätigkeiten anspreche, offenbart sich in ihrer Antwort Stolz und Tragik zugleich. Stolz ist Fatimatu auf ihre Fähigkeiten als Bauarbeiterin. Sie erzählt mir lachend, welche Mauer ihres Zuhauses sie hochgezogen hat. Außerdem hat sie die Lehmziegel für die Küche selbst hergestellt. Es sei prinzipiell kein Problem als Frau Männeraufgaben zu übernehmen, wenn nun mal keine Männer im Haus seien,⁴ jedoch bedürfe es dafür einer verantwortungsvollen Einstellung, die nicht alle Frauen teilen würden. Andererseits beschreibt Fatimatu den Verlust des Familienvaters als Ernährer als eine folgenreiche Umkehrung des Verantwortungsverhältnisses, aus dem sie als Verantwortliche hervorgegangen sei, da sie als einzige in ihrer Familie eine bezahlte Arbeit habe.

Ich hatte schon von unterschiedlichen Leuten gehört, dass für viele der Gedanke in den Lagern bleiben zu müssen – auch für die Jüngeren, die wie Fatimatu hier geboren sind – unerträglich sei. Fatimatu hat keine Lust Ziegen zu füttern, die hier nahezu in jeder Familie gehalten werden. Sie wünsche sich irgendwo – am besten in Europa – arbeiten zu können, sagt sie mir in einem Interview. Doch sie weiß um die geringen Chancen, da sie weder die nötigen Mittel noch Reisedokumente besitzt, die ihr ein solches Unternehmen möglich machen würden. Auf meine Frage hin, ob es nicht eine deutliche Veränderung⁵ für ihre Familie mit sich bringen würde, würde sie aus den Lagern weggehen, antwortet Fatimatu mit einem klaren Nein. Ich bin überrascht, weil ich in Gesprächen mit anderen Personen oft auf die Zweifel zusprechen gekommen bin, die viele Jüngere aus Sorge um ihre Familie davon abhalten, zu gehen. Ich versuche diese Aussage zu verstehen, gebe konkrete Beispiele, doch auch diese helfen nichts und so kommt auch meine Übersetzerin nach einigen Nachfragen in Verlegenheit. Wir sind beide vor dem Kopf gestoßen und schauen uns verwirrt an. Nach einigem Nachhaken wird deutlich, dass die Übersetzerin und ich ein ganz anderes Verständnis des Wortes Veränderung teilen als unsere Interviewpartnerin. Veränderung geschieht Fatimatu zufolge nicht zwangsläufig, wenn ein Familienmitglied eine Familie verlässt. Eine wirkliche Veränderung ergibt sich demnach erst, wenn Leute im Ausland ihre sahraische Identität aufgeben. Und ihre Mutter, die schweigend unserem Gespräch bewohnt, ergänzt erklärend: So lange sich die Leute, die weggehen, immer noch als Sahrauis begreifen, Kontakt zu ihren Familien pflegen und im Kriegsfall zurückkehren würden, sei dies keine Veränderung. Vielmehr mache es die ausweglose Situation in den Lagern, aufgrund derer die Menschen keine Arbeit finden,

notwendig zu gehen. In Zeiten wie diesen, in denen Waffenstillstand herrsche und ‚der Krieg mit dem Mund‘ geführt werde, müssten Menschen weggehen, um ihre Familie ernähren zu können. Deswegen findet ihr zufolge Wandel nicht – wie ich es verstehe – sofort nach dem Aufbruch einer/s Angehörigen statt, sondern nur, wenn diese/r die Familie nicht mehr besucht, seine Identität aufgibt oder kein Geld mehr schickt. Langsam beginne ich zu verstehen.

Die Frage nach einer sehr spezifischen, familiären Veränderung wird mir mit einer Praxis von transnationaler und translokaler Identität und Beziehung beantwortet. Diese stellen in den Augen meiner Informantinnen ein notwendiges und deshalb legitimes Mittel für die Versorgung der Familie in den Lagern dar. Migrierende gehören somit zur sahraischen Nation. Sie sichern (neben den NGOs, welche die Lager mit Hilfsgütern versorgen) die Versorgung ihrer Familien, in einem Gebiet, in dem Leben so sonst kaum möglich wäre. Sie sind in diesem Sinne Teil der ‚sahraischen Sache‘. Die in den Lagern omnipräsenten Beziehungen innerhalb der Familien über Ländergrenzen hinweg werden so in ein nationales Identitätsgefüge integriert. Menschen, die teilweise hochmobil gelebt hatten, sahen sich durch die Vertreibungen Mitte der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts mehr oder weniger an einen perspektivlosen Ort gebunden – dem Lager. Migration kann möglicherweise als ein Versuch verstanden werden, sich die zugegebenermaßen nie verschwundene, jedoch eingeschränktere Mobilität des Exils graduell zu überwinden – Leben im Lebensfeindlichen zu ermöglichen.

Das Verlassen der Flüchtlingslager – ein sozialer Raum, welcher tendenziell Charakteristika eines *non-lieu*⁶ aufweist – wird möglicherweise

deshalb als wenig dramatisch empfunden, weil dieser Ort im kollektiven Empfinden kein Ort der Identität, der Beziehung und der Geschichte ist. Auch wenn man dort seit Dekaden ausharrt, dort bereits in der 2. und 3. Generation geboren wurde, gibt es hier nichts was verlassen werden könnte, außer einen Ort, an dem man spürt, nicht leben zu können. Zwar ist es ein Verlust von nahen, familiären Beziehungen, entscheidet man sich zu gehen, jedoch keiner einer Identität des Ortes, denn auch das Ausharren bedeutet Verlust. Die Instandsetzung und Verbesserung eines Hauses oder der Akt des Migrierens – beides sind kreative Wege und Strategien der Unwirtlichkeit der Lager auf verschiedenen Ebenen entgegenzutreten. Doch seit der Wirtschafts- und Finanzkrise 2008 geraten auch diese Mittel zunehmend ins Wanken. Die Flüchtlinge sind davon in zweierlei Weise betroffen: In den Lagern hat die Krise einerseits eine Reduktion der Nahrungsmittelrationen zur Folge, andererseits entzieht die Krise den nach Europa migrierten Sahrauis mehr und mehr ihre ökonomische Grundlage. Es entstehen weitere Ungewissheiten, die für die Lebensverhältnisse in den Lagern so prägend sind und diese weiter verschärfen.⁷

Ungewissheit zieht sich durch viele Aspekte des Lebens – von der ungelösten politischen Frage, die tief verbunden mit einer Hoffnung auf Rückkehr ist, über persönliche Aspirationen, Zweifel und Konflikte, die vor allem die jüngere Generation vor dem Hintergrund der Frage des Weggehens beschäftigt. Es ist ein empfundener Verlust, der im Bleiben, wie im Gehen liegt, welcher auch ein Grund für die immer wieder laut werdende Forderung nach einer militärischen Ermöglichung der Rückkehr sein mag. Für meine Gastmutter, eine beeindruckende Frau (vermutlich Mitte fünfzig), haben die Jahrzehnte des Wartens alle

Erwartungen auf eine friedliche, politische Lösung zerschlagen, sagt sie mir in einem Interview sichtlich bewegt. Sie habe sich damit abgefunden, (vermutlich) in den Lagern sterben zu müssen. Was für sie bleibe, sei die Hoffnung, dass ihre Kinder eines Tages ein besseres Leben dort – in der Westsahara – führen können, von wo sie einst fliehen musste.

Das von Fatimatu erneuerte Haus bleibt die Woche über, während sie in Rabuni arbeitet, eine unberührte Baustelle. Sie streicht es am darauffolgenden Wochenende und richtet es dann wieder ein. Die neue Stabilität des Bauwerks und das Selbstbewusstsein dieser bauenden Frau sind ermutigende Momente, die trotz aller Widersprüche, mangelnder Perspektiven und Schwierigkeiten für mich den *Lebenswillen* betonen, welcher selbst in der Gluthitze der kargsten Einöde ungebrochen trotz, die vermutlich genauso schwer zu ertragen ist wie das kontinuierlich politische Desinteresse an einer Lösung des Westsahara-Konfliktes. Ich hoffe, dass dieser Wille bestehen bleibt.

Anmerkungen:

¹ Graf, Angelika et. al (2013): *Antrag: Menschenrechtslage und humanitäre Situation in der Westsahara verbessern und Klärung des völkerrechtlichen Status voranbringen*. Deutscher Bundestag. 17. Wahlperiode, Drucksache 17/12822. Berlin, S. 4.

² Der Name wurde geändert.

³ Der marokkanische Befestigungswall, der die besetzten von den durch die Polisario befreiten Gebieten der Westsahara trennt, wurde zusätzlich durch eine große Zahl an Landminen gesichert. Diese wurden durch Streubomben abgeworfen und fordern jährlich zahlreiche Opfer.
URL: <http://www.samariterbund.net/eza/projekte/westsahara/pflegematerialien-fuer-minenopfer/> [01.10.2013].

⁴ Die Angaben zum quantitativen Geschlechterverhältnis in den Lagern variieren stark. Manche Schätzungen gehen davon aus, dass über 80 Prozent der Lagerbewohner*innen Frauen und Kinder sind. Sicher ist, dass Frauen die prägende Mehrheit der Flüchtlingslager darstellen. Vgl. Dick, Hildegunde (2012): „Für Selbstbestimmung kämpfen wir gemeinsam“. *Die Handlungsfähigkeit sahraischer Frauen in den besetzten Gebieten und in den Flüchtlingslagern*. Master Thesis. Wien, S. 23.

⁵ Es sei an dieser Stelle erwähnt, dass das arabische Wort welches im Interview für ‚Veränderung‘ verwendet wurde das Wort **التغيير** (*tachir*) ist.

⁶ *Le non-lieu*, zu deutsch der Nicht-Ort ist ein raumtheoretisches Konzept des französischen Anthropologen Marc Augé. Nicht-Orte beschreibt dieser wie folgt: „The space of non-place creates neither singular identity nor relations, only solitude and similitude.“ Augé, Marc (1995): *Non-places: introduction to an anthropology of supermodernity*. London, p. 103.

⁷ Es ist von einem drastischen Einbruch der Hilfsgüterlieferungen im Zusammenhang mit der Wirtschafts- und Finanzkrise die Rede. (vgl. Marot, Jon (2012): *Sandkorn der Hoffnung*. URL:<http://www.suedwind-magazin.at/start.asp?ID=249199&rubrik=2&ausg=201206> [01.10.2013]) Auch ich wurde während meiner Feldaufenthalte immer wieder auf die weniger werdenden und unzuverlässiger gelieferten Hilfsgüter aufmerksam gemacht. Des Weiteren wurde mir mehrfach von der immer schwieriger werdenden Arbeitsmarktsituation der nach Spanien Migrierenden berichtet.

Jonas Metzger

Eine Straße für Namtumbo – Ausweg aus der *conditio humana*?

Wie ein graues Band durchschneidet die Straße von Songea nach Namtumbo die Landschaft. Sie windet sich mal etwas nach links, dann wieder nach rechts, kappt die Kuppe eines kleinen Berges. Mit bester Aussicht sitze ich ganz vorne neben dem Fahrer eines Kleinbusses in Tansania. Wir sind auf dem Weg in das Dorf Namtumbo ganz im Südwesten Tansanias. Vornehmlich muslimische Bauern leben hier, die mit Hacke und viel eigener Kraft dem kargen Boden Mais, Maniok und Bohnen für den eigenen Bedarf und etwas Tabak oder Sesam für den Verkauf abtrotzen.

Der Bus ist bis auf den letzten Platz besetzt, selbst im Zwischengang und im Türbereich drängen sich Passagiere. Das Gepäck türmt sich auf dem Dach: chinesische Fahrräder, prallgefüllte Säcke mit Mais oder Mehl, Plastikeimer in allen Farben, auseinander geschraubte Bettgestelle und dazugehörige Matratzen im Hello-Kitty-Design.

Seit ich das letzte Mal hier war hat sich einiges verändert. In rasantem Tempo wird die Straße von der nächstgrößeren Stadt Songea in das Dorf Namtumbo und weiter einmal quer durch den Süden des Landes bis zur Küstenstadt Mtwara geteert. Bis auf wenige Kilometer ist die Strecke zwischen Songea und Namtumbo bereits fertig gestellt. Was für eine Veränderung. Noch deutlich habe ich meine erste Fahrt, vor 5 Jahren, vor Augen. Es war ein roter massiver Bus. Eigentlich bestand er aus

nicht mehr als seiner metallenen Verschalung, von Rost angefressenen eisernen Sitzen, einem riesigen schnaubenden Motor und Rädern so groß wie die eines Traktors. Bedächtig – nach meinem Empfinden jeden Moment in Gefahr umzukippen – schwankte er durch die Landschaft. An einer besonders steilen Stelle, die vom letzten Regenschauer noch aufgeweicht war, blieb der Bus stehen. Alle Fahrgäste mussten aussteigen, damit nicht so viel Gewicht auf den Rädern lastete. Mit lautem Getöse wälzte sich der Bus 300 Meter durch den Schlamm, wir zu Fuß hinterher. Jedem Zentimeter der Straße konnte man ansehen, dass er der wuchernden Vegetation, den schweren Regenfällen und der brennenden Sonne abgerungen war. Nach viereinhalb Stunden und viel Aufregung hatten wir die 70 Kilometer geschafft.

Wie anders jetzt. Kein Hubeln, kein Ruckeln; es ist als rollten wir auf einer deutschen Autobahn. Bereits nach eineinhalb Stunden erreichen wir die ersten Häuser des Dorfes, schlichte aus Lehmziegeln gebaute und mit Ried oder seltener Wellblech gedeckte Hütten, die sich lose und unregelmäßig entlang der Straße aneinanderreihen. Es geht vorbei an der katholischen Kirche und dem Postamt, dem geschäftigen Ortszentrum mit seinen etlichen kleinen Gemischtwarenläden und Handwerksbetrieben, mehreren Bars und der Moschee, bis wir auf dem Busparkplatz zum stehen kommen.

Die Straße wird von der französischen Firma Sogea-SATOM gebaut, um eine neue Uranmine, das *Mkuju River Project*, anzubinden. Tansania selbst verfügt noch über keine Möglichkeiten Uran für die Stromerzeugung zu nutzen. Aber der Rohstoff wird weltweit dringend gesucht und neue Minen sollen dem Land Einkünfte bringen. Das Uranvorkommen liegt im Selous-Wildschutzgebiet, dem größten Wildtierreservats Afrikas. Eigentlich war diese Region durch den Titel Weltnaturerbe geschützt. 2012 wurde die Grenze des Reservats mit Zustimmung der UNESCO jedoch so verschoben, dass eine Ausbeutung des Vorkommens nun möglich ist. Begründet wurde die Genehmigung der Uranmine unter anderem mit dem Argument, dass so Einnahmen akquiriert werden könnten, um genau jenes Wildreservat besser schützen zu können.

Dass es der eigentliche Zweck der Straße ist, tonnenschwere Lastwagen möglichst sicher und zügig an die Küste zu leiten, von wo aus das Uran aus Tansania in die Welt verschifft wird, wird bei ihrem Anblick sofort deutlich: Obwohl sie nur für zwei Spuren ausgelegt ist, bietet sie locker Platz für drei, mit den Seitenstreifen sogar vier oder fünf Autos, nebeneinander. Höhenunterschiede wurden durch Brücken oder Einschnitte in die Hügelkuppen ausgeglichen und die Krümmung der Kurven ist so sanft, dass Abbremsen kaum noch notwendig wird.

Von dem Fenster des Kleinbusses aus gleicht die Straße einem Fluss, der sich in weitläufigen Bögen durch Landschaft zieht. Aber auch wenn sie sich wie ein ruhiger Strom ausbreitet, das eintönige, glatte Grau, die klare, harte Grenze zwischen der Straße und ihrer Umgebung, strahlt etwas Kaltes, Fremdes, Bedrohliches aus. Joseph Conrads Beschreibung des Kongo Flusses könnte auch diese Straße beschreiben:

Hier war der Fluß schmal, verlief gerade und hatte hohe Uferböschungen wie eine tief eingeschnittene Eisenbahnstrecke. Die Dämmerung senkte sich über ihn, lange bevor die Sonne untergegangen war. Das Wasser strömte glatt und rasch dahin, aber eine stumme Reglosigkeit lagerte über den Ufern. [...] Und diese Stille des Lebens selbst hatte nichts Friedliches an sich. Es war die Stille einer unerbittlichen Macht, die über einem unerforschlichen Plan brütete. Mit rachsüchtiger Miene blickte sie einen an.¹

Die von dem Fluss ausgehende gnadenlose, rachsüchtige, lauernde Macht, von der Conrad schreibt, versucht das Land vor Eindringlingen zu schützen: Die Untiefen und Stromschnellen verhindern das schnelle Vorankommen. Das unter der Wasseroberfläche oder in der Dichtigkeit des Ufers verborgene Unbekannte schreckt den Fremden ab und entzieht so die Schätze des Landes vor dem Zugriff der Fremden.

Auch der schroffe Einschnitt der Straße strahlt etwas Bedrohliches, Kaltes aus. Dieses richtet sich allerdings nicht gegen das Fremde, sondern gegen das Lokale. Die Straße soll das Land öffnen, die Rohstoffvorkommen für den globalen Markt erschließen. Die lokalen Bewohner und ihre Umwelt werden dafür auf Zahlen reduziert: In Kalkulationen und Strategiepapieren werden aus ihnen verfügbare Arbeitskräfte, potentielle Konsumenten und berechneter *Return of Investment*.

Dass die Straße ausschließlich für die Extraktion geschaffen wurde – auch wenn Regierung und Betreiber der Mine anderes behaupten, die Straße sogar als ‚Geschenk‘ an die indigene Bevölkerung verkaufen – wird in jeder Ortschaft, die wir durchqueren sichtbar.

Während das graue Straßenband die Dörfer nur optisch zerteilt, übernehmen gewaltige Straßengräben, die in der Regenzeit die Wassermassen auffangen sollen, links und rechts dies faktisch. Dass die Dorfbewohner diese Gräben überqueren müssen, wurde nicht berücksichtigt. Ab und an wurde eine Zufahrtstraße angebunden, selten liegen diese allerdings dort, wo die Einwohner zu Fuß oder mit dem Fahrrad unterwegs sind. Und so rückt der Nachbar, der bisher nur zehn Schritte entfernt war, in die Ferne. Konnte die Mutter vorher kurz ein Kind zu ihm schicken, um Glut zum Entfachen des eigenen Herdes zu holen, muss sie sich nun eine andere Alternative suchen.

Diese Trennung ist noch frisch, aber es wird sicher nicht lange dauern, bis das Dorf sich nicht mehr als Einheit, sondern als linke und als rechte Seite der Gräben verstehen wird. Die Jugendlichen werden ganz harmlos damit beginnen, wenn sie darum wetteifern, welches die ‚coolere‘ Seite ist, mit den besseren Fußballspielern und den hübscheren Mädchen.

Hier vor Ort in Namtumbo wird das anders wahrgenommen: Der Bau der Straße ist endlich ein Schritt in die richtige Richtung. Für viel Geld und mit viel Aufwand wurden die großen gelben Maschinen, die sich durch die Landschaft fressen, in diesen entlegenen Winkel der Welt gebracht. Noch mehr Geld und Mühe wurde aufgewendet, um die Straße fertigzustellen. Dies alles gibt das Gefühl, man wird endlich beachtet, man wird anerkannt in seiner – wenn auch noch bescheidenen – Existenz. Und genau darauf warten die Menschen in Namtumbo bereits seit der Unabhängigkeit 1961. Mit der Unabhängigkeit hatte sich die Bevölkerung erhofft Anschluss an Fortschritt und Entwicklung zu erhalten. Aber bisher hatte sich nur wenig verändert. Ein älterer Bewohner ereiferte sich in einem Gespräch:

Hatukuona kitu. Tuliskia uhuru tu! Uhuru hatukupata chochote!

- *Kwako wewe mzee pamoja na kupata uhuru unaona hakuna mabadiliko?*

Ndio, hakuna! Tuliwaskia tu watu wana-sema uhuru na kazi.

Nichts haben wir gesehen. Nur „Freiheit“ haben wir gehört. Aber gebracht hat uns die Freiheit überhaupt nichts.

- *Du würdest also sagen, dass die Unabhängigkeit keine Veränderung gebracht hat?*

Ja, nichts! Es gab nur Gerede über „Freiheit und Arbeit“, das war’s!

Die Straße ist für viele der erste sichtbare Fortschritt seit der Unabhängigkeit. Jeder kann sich konkret vorstellen, inwiefern die Straße die eigene Lebenswelt verändern wird. Und so wird vieles auf diese Straße projiziert.

Endlich nimmt die Welt Namtumbos Existenz wahr, sieht Namtumbo und seine Bewohner als wichtig genug an, um sie mit der Moderne zu verbinden. Der ehemalige US-amerikanische Präsident George W. Bush hat Moskitonetze gebracht, der tansanische Expräsident Mkapa hat Namtumbo von einem Dorf zu einem ‚Distrikt‘ aufgewertet. Franzosen bauen die Straße. Plötzlich, so scheint es für die Bauern, drehen sie sich ein bisschen mit der Welt. Was bislang nur ein kühner Traum war, scheint mit der Straße plötzlich erreichbar geworden zu sein: Die Älteren hoffen, dass moderne Produkte und Technologien kommen werden, die die Mühsal des Alltags und des Ackerbaus erleichtern; die Jüngeren haben die Hoffnung, dass Arbeit gebracht wird oder sie der Straße entlang der Arbeit folgen können, dass sie eine feste Anstellung mit regelmäßigem Einkom-

men finden werden und so das bäuerliche Leben ganz hinter sich lassen können.

Die Straße soll das, was die Menschen bisher eingeschränkt hat, die *conditio humana*, verschieben. Sie soll den Menschen helfen ihrer unbeholfenen Plackerei zu entkommen. Ivan Illich schreibt:

In jeder Lebensweise hatte das Menschsein seine besonderen Rahmenbedingungen, war bestimmt durch die Hacke oder die Spindel, durch Werkzeuge aus Holz, Bronze oder Eisen. Doch es bedeutete stets auch die Unterwerfung der menschlichen Gemeinschaft unter die Herrschaft der Notwendigkeit, wie sie in Zeit und Raum gegeben war.²

Die Straße ist in Namtumbo der erste Schritt bei dem Versuch, die *conditio humana* zu überwinden. Die Straße soll den Weg öffnen für Technik, Gesundheit und Bildung. Mit diesem Dreiklang hofft man Not und Unsicherheit als grundlegende Merkmale menschlicher Existenz zu verbannen. Neue Lebensbedingungen sollen geschaffen werden, die sich vor allem durch Planung, Sicherheit und Kalkulierbarkeit auszeichnen.

Und es stimmt ja. Tatsächlich sind Ruvuma und Namtumbo plötzlich auf dem Radar der Regierung und der internationalen Akteure erschienen. Nicht jedoch wegen der Menschen, sondern als ein Ort, der Ressourcen birgt. Auch ist die Mobilität in die nächstgelegene Stadt und innerhalb des ganzen Landes wesentlich gestiegen. Aber landen werden die Bauern nicht in Glaspalästen, sondern an den genauso schlecht erschlossenen Rändern der wuchernen Städte.

Wie ein Windstoß erfasst die Entwicklung die Menschen, sie verlieren das Gleich-

gewicht, werden weggeblasen aus den vertrauten Räumen und landen in fremden neuen Lebensverhältnissen, wie auf künstlichen Inseln. Um in diese[n] abgehobenen und isolierten Bauwerk[en] überleben zu können, sind sie auf verschiedene Weise zu einem Mindestmaß an Verbrauch gezwungen, sie müssen zum Beispiel Schul- und Gesundheitswesen in Anspruch nehmen, öffentliche Verkehrsmittel und Mietwohnraum.³

Auch die vielen neuen Produkte und Nachrichten, mit denen die Menschen in Namtumbo überflutet werden, sind entweder nur auf der Durchreise oder im Besitz von gut gebildeten Verwaltungsbeamten aus anderen Regionen Tansanias. Für den Bauern bleiben die Produkte unerschwinglich. Und auch bei den Nachrichten aus aller Welt, die auf die Bauern nun über neue Kommunikationswege wie Mobilfunk und Internet einströmen, ist klar, dass der Bauer diese immer nur hören wird, selbst bei diesen Geschehnissen aber nie anwesend sein wird, geschweige denn daran Anteil haben wird. Die Straßenanbindung – unbestritten, dass sie viele Annehmlichkeiten und Verbesserungen bringen wird, dass sie gleichzeitig unabwendbar wie nötig ist – wird nicht die Erwartungen erfüllen können, die auf sie projiziert werden. Sie wird im Gegenteil den Bauern noch deutlicher vor Augen führen, welch nichtige Position sie in der globalisierten Welt einnehmen. Waren sie bisher nur sequentiell mit der modernen Weltgesellschaft konfrontiert, werden sie durch die Straße in einem viel stärkeren Maße dazu gezwungen, ihre Position wahrzunehmen. Die Straße führt den Kleinbauern vor, dass sie nur Zuschauer, Rezipienten von Entwicklung sein werden, Entwicklungsprojekte. Pierre Bourdieu schreibt:

Patrick Süßkinds Stück Der Kontrabaß vermittelt ein äußerst gelungenes Bild

von der schmerzhaften Erfahrung, die all jene von der sozialen Welt haben können, die – wie der Kontrabassist in einem Orchester – eine untere und unbedeutende Stellung innerhalb eines prestigereichen und privilegierten Universums einnehmen; wobei diese Erfahrung um so schmerzhafter sein dürfte, je weiter oben im globalen Raum dieses Universums angesiedelt ist, an dem sie ausreichend partizipieren, um ihre niedere Position wahrnehmen zu können.⁴

Die *conditio humana* der Bewohner Namtumbos wird ab diesem Moment – in der eigenen, wie auch der globalen Perspektive – nicht mehr an den lokalen Gegebenheiten und Notwendigkeiten gemessen, sondern daran, was universal für den Menschen als notwendig betrachtet wird. Waren vorher drei Säcke Mais und ein Sack Bohnen für das Überleben einer Familie notwendig, zieht mit dem Recht auf Nahrung auch das Recht auf McDonalds ein. Die Straße und die ihr nachfolgende Transportindustrie erzeugen den „(...) beförderungssüchtige[n] Gewohnheitspassagier. Er ist aus jener Welt vertrieben, in der die Menschen sich noch immer aus eigener Kraft fortbewegen, und hat das Gefühl verloren, im Mittelpunkt seiner Welt zu stehen.“⁵

Als wir uns einige Tage später der Straße nähern und wieder einmal ein Geländewagen hupend angebraust kommt und alle Fußgänger zwingt in den Straßengraben zu springen, sagt ein mich begleitender Bewohner Namtumbos zu mir: „This street will kill a lot of people.“ Ähnlich wie jeder Tansanier in seinem Familien- oder engen Bekanntenkreis jemanden hat, der durch AIDS aus dem Leben gerissen wurde, gibt es auch einen anderen, der im Straßenverkehr umgekommen, oder zumindest schwer verletzt wurde. Erst kürzlich war eine Frau nachts von einem Motorradfahrer umgefahren

worden. Der Motorradfahrer hatte quer über den Gepäckträger Bretter für ein Bett geladen. Ohne Straßenlaternen waren weder die Frau zu Fuß, noch die weit über die Straße hinausragenden Bretter in der Dunkelheit auszumachen. Die Frau fiel mit gebrochener Hüfte zu Boden, der Motorradfahrer beging Fahrerflucht.

Es gilt das Recht des Stärkeren: Fußgänger und Fahrradfahrer befinden sich ganz unten in dieser Hierarchie. Kein LKW-, Auto- oder Motorradfahrer rechnet damit, dass die Fahrbahn nicht für ihn frei gemacht wird. Und so gibt es keinen Grund für ihn langsam und bedächtig zu fahren. Solange die Straße durch Namtumbo noch ungeteert, von Löchern, Hubbeln und Fahrtrillen durchzogen war, gab es eine natürliche Geschwindigkeitsbegrenzung. Nur wenige konnten sich ein Auto oder Motorrad leisten. Sowohl die Raserei, als auch die Anzahl der Raser hielt sich in Grenzen. Mit der geteerten Straße hat sich dies verändert, nicht nur auf der Hauptstraße. Autos und Motorräder beanspruchen immer mehr Raum für sich. Jederzeit und überall, selbst in den Dorfzentren, muss man stets bereit sein auf die Seite zu springen. Das Auto und auch das Motorrad sind mit den Kategorien Geld, Erfolg, Anschluss an die moderne Welt verbunden. Die von diesen Vehikeln ausgehende Botschaft von Karriere und Reichtum ist so mächtig, dass sich ihr niemand entziehen kann. Der ersehnte Geschwindigkeitsrausch, das vermeintliche Freiheitsgefühl auf dem Motorrad machen es immer unmöglicher zu Fuß unterwegs zu sein. Ivan Illich berichtet:

Ich kenne ein mexikanisches Dorf durch das täglich höchstens ein Dutzend Autos fahren. Ein Mexikaner spielte auf der neuen geteerten Straße vor seinem Haus Domino – wo er vermutlich seit seiner Jugend gesessen und gespielt hatte. Ein

*Auto raste durchs Dorf und tötete ihn.
Der Reisende, der mir davon berichtete,
war tief bewegt und sagte dennoch: „Er
hatte sich das selber zuzuschreiben.“⁶*

Anmerkungen:

¹ Conrad, Joseph (1998): *Herz der Finsternis*. Stuttgart. S. 63f.

² Illich, Ivan (1993): *Bedürfnisse*. In: Wolfgang Sach (Hrsg.): *Wie im Westen so auf Erden*. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik. Hamburg, S. 48.

³ Ebd., S. 61.

⁴ Bourdieu, Pierre (2008): *Position und Perspektive*. In: Pierre Bourdieu et al. (Hrsg.): *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz. S. 17.

⁵ Illich, Ivan (1978): *Fortschrittsmythen. Schöpferische Arbeitslosigkeit. Energie und Gerechtigkeit. Wider die Verschulung*. Hamburg, S. 87.

⁶ Illich, Ivan (2013): *Entschulung der Gesellschaft*. München, 6. Auflage, S. 151.